GESCHICHTE DES TEUTSCHEN MERKUR.

Kap. I—IV.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

GENEHMIGT

VON DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT

ZU BERLIN.

ACAD. LIBRARY BIBL.

Von

HANS WAHL

aus Burkersdorf (Sachsen-Weimar).

Tag der Promotion: 4. März 1914.

151

Referenten:
Professor Dr. Erich Schmidt.
Professor Dr. Gustav Roethe.

Mit Genehmigung der hohen Fakultät kommt hier nur der erste Teil der Arbeit zum Abdruck. Das Ganze wird in der von G. Roethe und A. Brandl herausgegebenen Sammlung „Palaestra“ erscheinen.

Weimar.
Druck von G. Uschmann.

Berlin.
Mayer & Müller.
1914.

MEINER MUTTER.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1
I. „Journalentreprisen“ bis zum Merkur 5
II. Die Idee des Merkur. Ihre buchhändlerische Bedeutung . . 9
III. Vorarbeiten bis zum Erscheinen des ersten Stückes 12
IV. Die Lehrjahre 1773—1775.
1. Die äußere Geschichte.
a) Geschäftlicher Betrieb 22
b) Wieland und seine Mitarbeiter 26
2. Der literarische Journalismus zur Zeit der Merkurgründung 37
3. Der „Teutsche Merkur“ und der „Mercure de France“. . 39
4. Programmatische Vorläufer im Journalismus des 18. Jahrhunderts 42
5. Die Bedeutung des Merkurprogramms 46
6. „Der poetische Artikel“ 49
7. Die kritischen Revuen und „Vermischten Aufsätze“ . . . 54
8. Kritik der „Lehrjahre“ 80
9. Die Aufnahme des Merkur in der literarischen Kritik . . 83
10. Journalistische Strömungen während der ersten Periode . 86
Zusammenfassung der Kapitel V—XI 89

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546508_0065

Einleitung.

Der Versuch, die Geschichte eines Journals darzustellen, wird immer an Lückenhaftigkeit leiden und besonders der äußere redaktionelle Teil auf fragmentarischem Grunde aufgebaut werden müssen. Selbst wenn konservierende Sorgfalt vorgearbeitet hat, muß ein Zufall dazutreten, um die Redaktionspapiere, die Berge von Briefen und Beiträgen zu bewahren, die einen Überblick über die am Redaktionstisch geleistete Arbeit, einen Einblick in das in der vorliegenden Bücherreihe starrgewordene Leben ermöglichen. Sehr selten wird man das Werden der einzelnen Hefte erkennen und abmessen können, aus welchen Möglichkeiten die eine greifbare Tatsache geworden ist. Und gerade das wäre oft ein entscheidender Gesichtspunkt für die Beurteilung der Redaktionsprinzipien. Auch würde der ephemere Fluß des Ganzen dadurch kenntlicher werden, und mancher Anonymus, der erst auf der unsichern Spur von Vermutungen nach langwierigem Blättern in zeitgenössischen Bibliographien und Gelehrtenlexicis seine zweite Taufe empfangen konnte, hätte von vornherein seinen ehrlichen Namen getragen.

Günstig lagen die Verhältnisse beim Deutschen Museum, wo zwei Redakteure, meist örtlich getrennt, auf briefliche Mitteilungen und Erwägungen angewiesen waren, so daß Hofstätter bei seiner Darstellung der Geschichte des Museums[1]) in offene Karten sah. Ungünstiger steht

[1]) Kösters Probefahrten 10.

es bei Wielands Merkur, da Wieland sich allein Verantwortung schuldete und Erwägungen über Auswahl und Anordnung stillschweigend abmachte. Mit Recht mag der Papierkorb vieles verschluckt haben! Doch über den jeweiligen Inhalt der oft erwähnten „merkurialischen Scrinia“ — wenn ihrer auch fast immer in leerem Zustand gedacht wird — über zurückgeschobenen, auf schlimmere Zeiten aufgesparten Vorrat, über zurückgewiesene Aufsätze und Angebote, über anonyme Beiträger und die Gründe ihrer Verborgenheit etwas mehr zu erfahren, als der arg verstreut gedruckte und der ungedruckte Briefwechsel hergibt, wäre wünschenswert. Die verführerische Notiz Robert Prutz' von der Verschleppung der Wielandschen Redaktionspapiere nach Wien hat Seuffert mit Recht ins Fabelreich gewiesen (Prolegomena V, S. 28).

Die erste Aufgabe wurde die Feststellung der Mitarbeiter. Da ihr Ergebnis in dem vorliegenden Versuch unsichtbare Voraussetzung ist, so mag ihrer hier kurz gedacht werden. C. A. H. Burkhardts „Repertorium zu Wielands deutschem Merkur“ erwies sich für diesen Zweck, wie überhaupt, als unbrauchbar. Für Wieland selbst haben Seufferts Prolegomena gründlich gesorgt. Beiträger erster Größe waren bibliographisch genügend gesichert. Bei andern ließen sich Chiffern oft leicht ergänzen. Ganz selten boten die Musenalmanachzeichen einen Aufschluß. Bei den Anonymis war vermutungsweise vorzugehen; kleine Fingerzeige zu nutzen. Die hauptsächlichste Brief- und Memoirenliteratur aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts mußte berücksichtigt werden, wobei Fehlgriffe überwogen. Gelegentlich verrieten spätere Gesamtausgaben oder Vermischte Schriften einen lange gesuchten Anonymus (Jagemann, Hartmann u. a.). Dann und wann bestärkte das Stoffliche eine vage Vermutung (Markus Herz, S. W. Turner, Hufeland u. a.), oft eine anspielende Note des Herausgebers (K. v. Dalberg, Campe u. a.). Dann wieder führte die Frage, warum sollte sich Wieland den oder

jenen Nachbar oder Besucher Weimars haben entgehen lassen? zu einem Resultat (J. C. Mayer, Rechtslehrer Karl Augusts, Sam. Schröter, der Weimarer Conchyliolog, der Chemiker Bucholtz u. a.). Manchmal fand ein tastendes Raten seine Bestätigung bei Meusel oder provinziellen Kollegen.

Zu gleichem Nebenzwecke mußte Bertuchs Nachlaß im Goethearchiv zu Weimar, der Böttigersche auf der Königlichen Bibliothek in Dresden durchgesehen werden. War die Ausbeute nicht gerade reich — die Zeit der Böttigerschen Redaktion arbeitete auch wenig mit der Gepflogenheit der Anonymität — so bilden sie dafür, besonders der Briefwechsel Wielands mit Böttiger, später der Böttigers mit Bertuch, die Grundlage für die Schicksalsgeschichte des Neuen Teutschen Merkur in einer Ausführlichkeit, die für die Hauptjahre des Merkur höchst erwünscht wäre, die aber so in keinem Verhältnis mehr zu der geringen literarischen Bedeutung der Zeitschrift steht.

Bei der Darstellung der „inneren“ Geschichte des Merkur ergab sich ein Anschluß an die von Hofstätter — gemäß Prutz' Regel für die „Spezialgeschichte einzelner Journale“ — geprüfte Norm: die Notwendigkeit eines Ersatzes der Zeitschrift durch knappe gruppierende Zusammenfassungen, deren Einreihung in den Fluß der Zeit versucht wurde.

Jedoch erwies sich das Prinzip einer streng durchgeführten Zweiteilung in eine redaktionelle und eine innere Geschichte als nicht brauchbar, weil es in der Natur der Aufgabe liegt, daß der Schnitt mit der genügenden Sauberkeit nicht ausgeführt werden kann. Häufige Wiederholungen wären unvermeidlich gewesen. Zwar konnten sie auch jetzt nicht ganz vermieden werden, doch gewährt die zusammenhängende Behandlung der beiden Teile in jeder einzelnen Periode eine größere Einheitlichkeit des Ganzen.

Das Ziel war also Darstellung, und das Ergebnis möchte ein Bild sein, das uns Wieland nicht als Dichter, sondern als Redakteur und Journalisten, seinen Anteil an den „Worten der Zeit für die Zeit“, und zugleich die Bedeutung des Merkur als eines Ganzen und — soweit sich darüber etwas feststellen läßt — seine Wirkung zeigt.

I. „Journalentreprisen" bis zum Merkur.

„Ich bin nun in meinem 40. Jahre, liebster Riedel," so schrieb Wieland in der letzten Woche seines Erfurter Aufenthaltes (Denkw. Br. 1, 304; 12. Sept. 1772) an seinen akademischen Kollegen nach Wien, „und wenn die Göttin Fortuna etwas für mich thun will, so hat sie hohe Zeit, en attendant und weil ich dieser Humoristin nicht sonderlich traue, bemühe ich mich, ne ipse desim mihi. Was sagen Sie zu folgendem Projekt?" Und mit wenigen Strichen zog er die Grundlinien der neuen „Journalentreprise". Nach der Mitte des April 1773 lag in dem Weimarer „Merkurbureau" das erste Vierteljahrstück versandtbereit.

Es war nicht das erste Mal, daß Wieland den Versuch machte, der „humoristischen Göttin" nachzuhelfen. Schon der junge Student, der an Bodmer bei Erwähnung des Züricher „Crito" sich darüber ausließ, wie er kritisieren würde, wenn er „in 20 oder 30 Jahren einen kunstrichterlichen Schriftsteller abgeben sollte" (Stäudlin, Br. berühmter u. edler Deutscher, S. 219), trug in sich das Ideal eines äußerlich und innerlich unabhängigen Schriftstellertums.

Tatsächlich vergingen bis zur Gründung des Merkur noch 23 Jahre, die eine außerordentliche schriftstellerische Entwicklung in sich schlossen.

Der Günstling Bodmers, noch nicht zwanzigjährig, ein pomum praecox, kenntnisreich, übereifrig, allein bildsam und biegsam und ohne die kritische Distanz des Charakters, eröffnete seine literarisch-kritische Tätigkeit mit der Verteidigung eines zu frei befundenen Klopstockschen

Gedichts für den „Crito“, deren Druck unterblieb. Der Erfurter Philosophieprofessor, der unter seinem Hausrat auch den Plan zum Merkur mit nach Weimar verpackte, nahm auf dem „teutschen Parnaß“ einen weithin sichtbaren Platz ein und galt als ein Gegenpol des Klopstockischen Empfindungspathos. Er war der Übersetzer Shakespeares geworden. Lessing hatte ihn als den ersten deutschen Roman-Schriftsteller begrüßt. Sein Publikum war über die höheren Stände verbreitet und griff in das französische Ausland hinüber. Vielfach war er journalistisch tätig gewesen. Die „Erfurter Gelehrten Zeitungen“ verloren durch die Gründung des Merkur an ihm einen ihrer bedeutendsten Mitarbeiter.

Sein publizistisches Talent hatte sich schon in den Schweizer Jahren rasch entwickelt. Die kleine Reihe kritisch-theoretischer und polemischer Gelegenheitsarbeiten[1]) aus dieser Zeit (Crito 1751, Zyricher Freymüthige Nachrichten 1753—57, Das Angenehme mit dem Nützlichen 1756, Carlsruher Sammlungen und Abhandlungen aus allen Theilen der Wissenschaft 1759) wurzelte zwar zunächst prinzipienlos im Geiste des Lehrers, legte aber sehr bald die journalistische Überlegenheit des Zöglings an den Tag.

Der erste Anstoß zu einem selbständigen Journalunternehmen kam im Jahre 1759 von außen.

Im April 1759 hatte ihm sein Freund Zimmermann einen „Vorschlag von einem Journal“ gemacht, der Wieland „nicht übel“ gefiel (Ausgew. Br. 1, 370 f.). „Ich will alle meine Kräfte zusammennehmen,“ schrieb er am 4. Mai an Zimmermann, „die periodische Schrift en question so vollkommen zu machen, als mir möglich sein wird. Helfen Sie mir zu einem Titel für meine Wochenschrift.“

Zugleich schickte er eine „Liste vom Inhalt einiger Papiere, woraus die künftige Wochenschrift bestehen soll.

1) Gemählde des Menschen in allen Gestalten, die ihm die Verschiedenheit des Climats, der Polizey, der Religion gibt.

[1]) Vgl. Budde, Wieland und Bodmer, Palaestra 89.

2) Daß der Mensch gebildet werden müsse, und daß die meisten Gesetzgeber und Moralisten, die Kunst Menschen zu machen, nicht allzuwohl verstanden haben.
3) Von den Vorurtheilen wider die Philosophie.
4) Idee eines Philosophen.
5) Hindernisse der Philosophen.
6) Was man ihnen zu danken hat.
7) Gemählde von Zoroaster, Confutsius, Pythagoras, Socrates .....
8) Observations et reflexions sur les diverses formes de gouvernement.
9) Vortrefflichkeit der Aristocratie.
10) Sparta und Athen verglichen.
11) Idee einer vollkommenen Aristocratie.
12) Vom Luxu. Von Heroismus und vom Helden.
Von der Politesse der Griechen.
Ihr Geschmack. Ihre Ideen von den Weibern. Ihre Religion.
Critique de la comparaison du siècle de Pericles avec ceux de Léon X et d'Octavien.
Commentarius über den Satz: Virtus est vitium fugere.
Vorschläge die menschliche Espèce zu verschönern.
Von der Education.
Versuch einige schwere philosophische Aufgaben aufzulösen.
Beurteilung der Basiliade.
Briefe von Carl Grandison an seine Pupille Emilia Jervois.

Das Programm zeigt deutlich, worauf es Wieland ankam: Philosophische Bildung des Menschen durch Lehre und Vorbild und — was ihm besonders wichtig erschien — durch Einführung in philosophische Probleme, „deren Auflösung schon tausendmal versucht worden“ sei (Ausgew. Br. 1, 376). Education des sensus communis mit Hinweis auf das Staats- und Gesellschaftsideal des klassischen Altertums, und ästhetische Erziehung. Zur Erreichung dieses Zieles sollte ihm eine Wochenschrift dienen, eine moralisch-politische Zeitschrift im Geiste der Aufklärung, gehoben durch die Wieland damals sehr nahe liegende Tendenz, den Menschen im Sinne der den sittlichen Anschauungen des Griechentums verwandten harmonistischen Ethik Shaftesburys zu einem allerdings schon in seinem Sinne geformten Virtuoso umzubilden (vgl. Shaftesbury Misc. reflexions III, 1: Definition des gentleman).

Mit der Übersiedlung nach Bern im Juni 1759 trat der Gedanke in den Hintergrund und gewann erst ein Jahr später neue veränderte Gestalt.

Das Projekt zeigte diesmal einen weniger idealen Hintergrund, faßte dagegen das Buchhändlerische fester ins Auge: „Je vous ai dit que je me propose de donner en forme d'ouvrage périodique un recueil choisi d'essai de philosophie et de poésie de différents auteurs“ (Ausgew. Br. 2, 131. — 1. Mai 1760 an Zimmermann).

Um dies leicht und bequem verwirklichen zu können, hatte er sich auf Rat seiner Freunde, besonders Tscharners, das Städtchen Zopfingen ausersehen, wo er „eine Verlagsbuchhandlung etablieren wollte“: „une librairie avec une imprimérie à moi, que j'occuperai en partie de l'impression de mes propres compositions, en partie de quelques collections de pièces intéressantes et choisies de philosophie et de littérature, en partie de bonnes traductions des morceaux les plus beaux de l'antiquité et de quelques ouvrages modernes, dignes d'être aussi répandus qu'il est possible.“ Mit der Annahme der Ratsherrnstelle in Biberach fiel auch dieses Projekt.

Solche Pläne waren nicht allein dem Wunsche entsprungen, mit Hilfe einer periodischen Unternehmung als finanziell unabhängiger Schriftsteller leben zu können, sie hatten auch scharf den gesicherten Vertrieb und eine allgemeine Verbreitung der eigenen Schriften, und zwar — wichtig für die Merkurunternehmung — mit Umgehung der Nachteile eines fremden Verlages im Auge. Sie tauchten bezeichnenderweise immer dann auf, wenn Wieland sich in neue Lebensumstände genügend hineingefunden hatte und keine äußere Veränderung seines Lebensganges vor sich sah. Aber gerade daran scheiterten sie jedesmal.

II. Die Idee des Merkur. Ihre buchhändlerische Bedeutung.

Im Juni 1772 wurde das Buchhandlungsprojekt der sechziger Jahre wieder durch Riedels Beispiel nähergerückt. Wieland griff es begeistert auf. Er hoffte „es dahin zu bringen, die vortrefflichen Genien an sich zu ziehen, welche erst vor kurzem zu glänzen angefangen, und von denen noch große Dinge zu erwarten sind, z. B. eines Herder, eines Kant, Garve, Schlosser“ (Fr. H. Jacobis auserl. Briefw. 1, 66). Sein Projekt halte er für das „herrlichste, klügste, nützlichste und thunlichste“, „das seit des ehrlichen Saint Pierre Zeiten jemals einem geldbedürftigen Schriftsteller zu Kopf gestiegen“ sei. Er sei „so verliebt in das Unternehmen, daß er es sogleich realisiert sehen möchte.“ So schrieb er an Friedrich Heinrich Jacobi. Dieser antwortete von Coblenz aus mit einem Gegenvorschlage, lieber ein Journal in der Art des Mercure de France zu entreprenieren. Die Idee fiel bei Wieland auf fruchtbaren Boden. Er sah große Möglichkeiten. Zunächst als Familienvater (Viertelj.-Schr. f. Lit.-Gesch. 1, 387). Mit den 1000 Reichstalern, die ihm sein künftiger Beruf als Prinzenerzieher in Weimar einbringen würde, konnte er sein jährlich zunehmendes Hauswesen nicht verwalten. Die Einnahme einer durch Jahre hinlaufenden Zeitschrift aber würde ihm und seiner Familie eine völlig sorgenfreie Existenz gewähren. Zumal durch Selbstverlag.

In der Geschichte des deutschen Buchhandels bedeutet diese Zeit eine starke Krisis. Der Aufschwung der literarischen Kultur hatte einen Aufstieg des buchhändlerischen

Nettohandels zur Folge mit der unvermeidlichen Begleiterscheinung des Nachdrucks. Der Nachdruck schädigte den Verlag und den Autor, der ohnedies vom Verleger meist mit Spottpreisen abgefunden wurde. Das Recht des Verlegers, das Recht des Nachdruckers, das Recht des Autors und das Recht des Publikums, alle Rechtsbegriffe waren problematisch geworden (Goldfriedrich, Geschichte des deutschen Buchhandels, III, Cap. 1 und K. Buchner, Beiträge zur Gesch. d. dtsch. Buchhandels, Heft 1, Gießen 1873, S. 43—61).

Der Gedanke an Selbstverlag war daher wiederholt in unternehmenden Köpfen aufgetaucht. Der Ausgang des Lessing-Bodeschen Experiments, das in Leibniz einen theoretischen Vorgänger hatte, und Lessings Projekt des „Deutschen Museums", auch Gleim-Bachmanns „typographische Gesellschaft in Berlin" hatte sich selbst gerichtet. „On fait souvent de faux pas quand on veut briller partout," hatte Reich, das größte buchhändlerische Genie und der Träger der Ideen eines reformierten Buchmarkts, dazu gesagt. Dasselbe mag er auch gedacht haben, als sich ihm Wieland nach dem mißglückten Selbstverlagsversuch beim Agathon in die Arme warf. Während nun Klopstock den Gedanken einer „societas subscriptoria", der Gelehrtenrepublik, ausbaute, um mit einem Schlage jede berufsbuchhändlerische Vermittlung überhaupt auszuschalten und dem „Genie unabhängige Würde" zu schenken, und während die Leipziger Buchhändler unter Reichs Führung um „Generalprivilegierung, Protokollierung, die Bedingung der Gegenseitigkeit, den ausschließenden Schutz der erstgemeldeten Übersetzung, das Verbot des Verrechnens und des Transits der Nachdrucke und die Anerkennung einer den deutschen Buchhandel vertretenden Deputation" kämpften (und sie durch das kursächsische Mandat und Regulativ vom 18. Dezember 1773 auch erreichten), währenddessen hatte Wieland sich an das weitest entwickelte Selbstverlagsunternehmen, das einer Zeitschrift, gewagt.

Mitten in den Abreisegeschäften und angesichts des neuen Amtes hatte er sich entschlossen (Viertelj.-Schr. f. Lit.-Gesch. 1, 399). Am 13. September teilte er dem Grafen Goertz mit: „Je suis résolu d'établir cette manufacture à Weimar; c'est à dire, que ce journal y sera imprimé aux dépens de moi-même et de mes associés. Werthes sera mon correcteur et Seiler mon commis ... Je ne doute presque pas que la chose ne réussisse pas assez pour procurer aux entrepreneurs un petit revenu, qui avec le tems pourroit devenir assez considérable.“ Vier Tage später ging an Riedel der eingangs erwähnte Grundriß des neuen Journals ab.

III. Vorarbeiten bis zum Erscheinen des ersten Stücks.

Langsam setzte von Weimar aus die Korrespondenz ein, die sich zunächst auf das Betriebstechnische erstrecken mußte. Abschlüsse mit der Papierfabrik und der Schirachschen Buchdruckerei von Bergmann in Rudolstadt wurden vereinbart und etwa Weihnachten abgeschlossen. Die Postämter wurden in Kenntnis gesetzt, nahmen Abonnements entgegen, ebenso die Intelligenz- und Zeitungsexpeditionen. Die Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig [1]), das Kaiserl. priv. Adreß- und Zeitungs-Comptoir in Hamburg, Joh. Caspar Bölling in Frankfurt a. M., der Buchhändler Mylius in Berlin, der Hofapotheker Andreae in Hannover, Jac. Hillenbrands Erben, die Verwandten der Frau Hofrätin in Augsburg, der Hofbuchhändler Hofmann in Weimar vereinigten in ihren „Hauptcomptoirs" die Sammelergebnisse der Collekteure, die Wieland mit Werbebriefen gewonnen hatte. Das Dezemberavertissement weist unter anderen folgende Namen auf: Christian von Mechel in Basel; Hofrat Ring, mit Wieland von Zürich her befreundet, in Karlsruhe; Merck in Darmstadt; F. H. Jacobi in Düsseldorf; Hofrat Meusel in Erfurt; Gotter in Gotha; Gleim in Halberstadt; Bode in Hamburg; Kant in Königsberg, der jedoch schon im Januar 1773 dem Buchhändler Canter das Amt übergab, (Dörptische Beyträge 3, 121); Fr. Köpken in Magdeburg; Rector Miller in Ulm; Sonnenfels in Wien; Advocat Jacobi in Celle; Boie in Göttingen. 1774 kamen u. a. dazu: J. H. Schlegel in Kopenhagen; Prof. Schütz in Halle; Schwan in Mannheim; Hartknoch in Riga;

[1]) Buchner, Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin, 1871.

Bertuch in Weimar. München hatte keinen besonderen Kollekteur (Beilage zum Januar 1774).

Ein „merkantilisches Missive“ wurde ausgearbeitet und als Zirkular „an die Herren Collecteurs“ verschickt (Funck, S. 36). Der Abonnementspreis wurde auf 2 Rthlr. 12 Gr., der Nichtabonnementspreis auf 3 Rthlr. 6 Gr. festgesetzt. Am 28. Januar ging ein zweites Avertissement aus, mit der Nachricht, daß das erste Stück nicht vor Ostern kommen könne.

Ebenso wichtig wäre es gewesen, sich ordentlicher Mitarbeiter zu versichern. Darin aber war Wieland weit nachlässiger.

„Lessing, Herder und Möser wären Leute, wie wir sie brauchten ... Aber welcher Gestalt machen wir Ihnen den Antrag?“ (Jacobi 1, 74.)

Jacobi war es, der schon im August 1772 die Frage aufwarf. Er sah also ganz richtig, daß alles darauf ankommen mußte, von vornherein gute und vielversprechende Mitarbeiter zu bekommen. Auch Wieland sagte sich das. Gleich das erste Stück mußte auf einer respektablen Höhe stehen; denn das erste Stück würde dem Merkur das Siegel seines Wertes aufdrücken. Hier war für ihn die erste Gelegenheit zu folgenschweren Fehlern; und er hat sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Wenn überhaupt jemals, so wäre jetzt die günstigste Zeit gewesen, Lessing für seine Zwecke zu gewinnen, nachdem dieser ihm einen außergewöhnlich warmen Brief geschrieben und ihn unter Freundschaftsversicherungen um weiteren Briefwechsel gebeten hatte (Lachmann-Muncker 18, 52). Aber Wieland lag gerade in seiner ersten Weimarer Zeit die Redaktion des Agathon mehr am Herzen, und noch am 19. Oktober erklärte er Ring: „An meinen projektierten Merkur im Ernst zu denken, muß ich noch einige Wochen aufschieben.“ Auch von Briefen an Herder und Möser wissen wir nichts.

Der Jacobis war Wieland von vornherein sicher. Sein alter Freund Gleim würde schließlich auch ab und zu mit einem kleinen Gedicht zur Stelle sein, aber was wollte das

besagen? Seine literarischen Beziehungen waren damals noch gering: nennt er sich doch selbst den „größten Idioten in der neuesten Literaturgeschichte“ (Ausgew. Br. 3, 146). Mit Klopstock und seinem Anhang hatte er kaum Berührungspunkte; von den Berlinern hatte er nichts zu erwarten. Seine Stellung zu den Klotzianern beruhte mehr auf diplomatischer Berechnung eigenen Vorteils, als auf Sympathien. Zu dem Kreise der Frankfurter Rezensenten hatte Wieland wenig äußere und noch weniger innere Beziehungen. Dem Geniewesen war er abhold. Selbst wenn er wußte, daß die Glanzzeit der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ mit dem laufenden Jahre enden und dadurch große journalistische Kräfte frei sein würden, so hätte ihm doch sein ästhetisches Glaubensbekenntnis kaum den Versuch empfohlen, diese revolutionären Neuerer an sich zu ziehen.

Merck, den er seit 1771 kannte, macht eine Ausnahme. Aber auch hier wagte es Wieland nur auf dem Wege über Friedrich Heinrich Jacobi und Sophie la Roche und war froh, schon im Januar Mercks Zusage zu bekommen (Jacobi 1, 101. 109 f.: Wagner 1, XXXVI und 259). Dieser hatte Friedrich Heinrich Jacobi noch im alten Jahre, für Ende Februar, vier Bogen in Aussicht gestellt, darunter einen mit Poesie (die eben entstandene „Rhapsodie von Joh. Hch. Reimhart dem jüngeren“ war dabei; vgl. Goethejb. 33, 192). Als Mitte Februar die beiden Pakete bei Jacobi eintrafen, behielt dieser unberechtigterweise alles bis auf drei Aufsätze zurück, weil „die Ideen nicht mit dem Tone harmonierten“. Von diesen Dreien nutzte Wieland im 1. Stück zwei, so daß Merck sich zu Recht Anfang April 1773 Nicolai gegenüber als einen „treufleißigen Mitarbeiter des Merkur“ bezeichnen durfte. Jacobis eigenmächtige Auslese mag ihn dann verstimmt und dem Merkur entfremdet haben. Nach seiner russischen Reise wandte er sich wieder Nicolais Bibliothek zu, der er schon seit dem vorvergangenen Jahre als Recensent diente. An der Bedeutung Mercks für die späteren Jahr-

gänge der Zeitschrift gemessen, ist dieser Verlust nicht schwer genug zu bewerten.

Eine Gesamtvertretung der deutschen Literatur im Merkur war also von vornherein ausgeschlossen. Trotzdem wünschte Wieland, „daß der Merkur der deutschen Nation Ehre mache, wie der Mercure de France der französischen.“ Er sollte ein „Nationaljournal“ werden, „in dem die besten Köpfe und die Schriftsteller von der ersten Klasse es ihrer nicht unwürdig achten mögen, zu arbeiten“ (Funck, Beiträge S. 38). Woher aber sollte Wieland die besten Köpfe bekommen? Blieben ihm doch eigentlich außer den Jacobis nur seine alten Freunde, seine Erfurter Kollegen und vielleicht neue Weimarer Bekannte. Aber bald sollte er erfahren, wie schwer und gefährlich es ist, ein „monatliches Fabrikwesen“ auf der Basis persönlich-freundschaftlicher Beziehungen aufzubauen.

Ring in Karlsruhe war der erste, an den er sich wandte. Er wollte ihn als ständigen Mitarbeiter gewinnen, besonders „für merkwürdige italienische und englische Bücher“. Von seinen im März eingesandten Beiträgen machte Wieland aber keinen Gebrauch. Vergebens appellierte Wieland an die alte Freundschaft Zimmermanns (Ausgew. Br. 3, 139, 22. Jan. 1773), auch Vater Gleim, bei dem Joh. Georg Jacobi im Januar angeklopft hatte, gab nur „eine artige Antwort“. Am 1. Februar ging an Kant ein schmeichelhafter Brief ab, der ihn zur Mitarbeit an den „Vermischten Aufsätzen“ und dem kritischen Artikel zu gewinnen suchte. Die Antwort war vermutlich eine Absage. Jedenfalls traf kein Beitrag ein (Kants Briefe, Acad. Ausg. 3, 57 und 1, 131 f.).

Mehr Erfolg hatte Wieland unglücklicherweise bei seinen Erfurter Kollegen. Zunächst vermittelte Meusel im Januar 1773 das Anerbieten des Gießener Schmid. Diesem übertrug Wieland das Fach der literarischen Rezensionen, obgleich er genau wußte, wie es mit Schmids literarischem Rufe bestellt war, und sich selbst sagte, daß der bloße „soupçon“ dieser Mitarbeiterschaft „genüge, die ganze Unternehmung in den Grund zu bohren“. Von Schmid

wurde daher nicht nur Anonymität, sondern gänzliches Stillschweigen über seine Merkur-Tätigkeit verlangt und möglichstes Verbergen seiner Manier (Ausgew. Br. 3, 129; 8. Jan. 1773).

Meusel übernahm es auch, Springer für den „kitzlichen Artikel, der succinkten Erzählung der neuesten politischen Welthändel“ zu werben (Ausgew. Br. 3, 144; 26. Febr. 1773). Joh. Christ. Erich von Springer, ein Autodidakt, Professor der Rechte in Erfurt, war auf Wielands Vorschlag 1771, gleichzeitig mit Froriep, an die Erfurter Universität berufen worden. Wieland begründete seine Befürwortung mit folgendem Gutachten: „Er verbindet Stärke und Erfahrenheit in jure Germanico tam publico quam privato mit einer Leichtigkeit und Lebhaftigkeit der Schreibart, die auch den trockensten Materien, ohne Schaden der Gründlichkeit einen angenehmen Anstrich gibt. Wenn mich nicht alles betrügt, so ist dieser Hofrath Springer ein wirklich großes Genie, der bey einem philosophischen Geist und vieler Belesenheit eine gründliche iuristische Gelehrsamkeit besitzt, und von welchem, wenn er auf unsern akademischen Schauplatz versetzt würde, große Dinge zu erwarten sind.“

Das Gutachten erklärt Wielands Werbung zur Genüge. Aber auch mit ihm hatte er seine Not. Trotz mehrfacher Aufforderung hatte Springer Ende Februar noch keine positive Erklärung abgegeben. Als endlich Mitte April sein Artikel eintraf, glaubte ihn Wieland wegen Anstößigkeit bei den Höfen zurückweisen zu müssen [1]).

Dazu versagte Schmid trotz wiederholter Bitten und Mahnungen ganz. Was half es, daß Boie sich auf einen liebenswürdigen Brief hin mit einigen kleinen poetischen Beiträgen eingestellt hatte, daß er das „beigelegte Blätt-

[1]) A. D. B. 35, 318. Von seiner Tätigkeit am Merkur findet sich nirgends eine Erwähnung. Vielleicht ist sein Aufsatz identisch mit der besonders gedruckten Broschüre: Methodischer Versuch zu einer Einleitung in die Politik für Teutschland, nach der gegenwärtigen Lage seiner öffentlichen Angelegenheiten entworfen. (Erfurt, 1773, 4°.)

chen“ dem Freunde Bürger überschickte, und daß diesem „das honigsüße Löbchen Wielands die Hand wacker machte“ beim Übersetzen des sechsten Buches der Ilias, (Strodtmann 1, 85 f.), das er erst 1776 schickte? Wo blieb Gotter, der durch Seyler im Januar Beiträge versprochen hatte „in der Zeit der Not“, wo Bertuch? Heinse, zu leicht befunden als Rezensent, vereinbarte mit den Jacobis die Übernahme der Musikrevision, die aber nicht zum Programm gehörte und wegfiel (Schüddekopf 1, 117). Als gegen Ende Februar das erste Heft gesetzt wurde, war noch „curta suppellex im merkurialischen Bureau“ (Meyer-Cohn, Autographen-Katalog, S. 14). Außer Wielands, Georg Jacobis und seiner Schwestern Beiträgen konnte nur noch eine Rezension des Almanach des muses gedruckt werden. Die dauernde Hin- und Herschreiberei verdroß Wieland. In den Briefen häufen sich die Klagen über die täglich wachsende Korrespondenz, Werbebriefe, Mahnbriefe. Der Herausgeber war „des Merkurs schon satt, ehe er noch ausgegangen“ war und verwünschte unter dem Druck die ganze Unternehmung (Jacobi, Brw. 1, 111: 12. März 1773). Bald jammerte er über Manuskriptnot, bald beklagte er sich darüber, daß gleich zwei Pakete an einem Tage einträfen. Vor allem plagte ihn die Sorge um die Fächer, die als eiserne Bestandteile jeder Zeitschrift gerade den Charakter des Periodischen geben, die Fächer der kritischen Monats-, Vierteljahrs- und Jahres-Revuen der Literatur, Politik, Philosophie, des Theaters und der historischen Wissenschaften.

Nach Mitte des April war das erste Stück versandfähig. Es machte vollkommen den Eindruck eines Organs der Wieland-Jacobi. Neben Wieland und den vier Geschwistern Jacobi, von denen Friedrich Heinrich seine schriftstellerischen Erstlinge unter einer Chiffre verbarg, zeichnete Delaharpe, der Redakteur des Mercure de France, für „Neueste Nachrichten aus der französischen Literatur“. Nur wenige wußten, daß der erste Anonymus des Märzheftes der junge Erfurter Statthalter Karl von Dalberg

war, kaum einer, daß sich unter A. B. der 26jährige stud. med. Marcus Herz aus Halle versteckte.

Schon Wochen vorher hatten die Collecteurs die Klagen des wartenden Publikums vermittelt. Das erste Stück, meinte Wieland, werde „so vollkommen nicht sein, aber lassen Sie uns erst einmal in Schwung sein“ (Funck, Beitr. 38). Der auffallende äußere Erfolg machte ihn noch zuversichtlicher. Auch wurden endlich die Aussichten für die künftigen Hefte besser.

Meusel hatte sich selbst erboten, quartaliter einen Bogen „kritische Nachrichten von dem, wie es pro tempore in der historischen Provinz des gelehrten Deutschlands aussieht und was darin von 1773 an ferner sich ereignen und zutragen“ werde, zu liefern, wozu ihn Wieland „ad ordinarium in zierlichster Form erbeten, erwählt, postuliert, konfirmiert und installiert“ (Ausgew. Br. 3, 147). Auch Schmid stellte sich zum zweiten Stücke ein. Noch immer war das philosophische Fach unbesetzt. Drei Kandidaten brachte Wieland in Vorschlag (Ausgew. Br. 3, 148).

„1) Herrn Meiners, von dem ich aber ignoriere, wer er ist und wo er ist,
2) Herrn Professor Müller in Schafhausen .....
3) einen akademischen Mitbruder, Herrn Professor Lossius.“

Lossius lehnte trotz Meusels Drängen und Dalbergs Aufmunterung ab (Ausgew. Br. 3, 159). Zu gleicher Zeit setzte sich Wieland mit dem jungen Johannes Müller in Verbindung, der ihm aus freien Stücken in einem „deliciösen Brief“ vor kurzem Freundschaft und Korrespondenz angeboten hatte (Ausgew. Br. 4, 150). Die Bitte um Jahresberichte über die „neueste Literatur (Historie und Philosophie unter diesem weitschichtigen Worte eingeschlossen) in Helvetien“ wurde nicht abgeschlagen, aber die versprochenen „Annalen des helvetischen Geistes“ blieben aus, ebenso die vorgeschlagenen Besprechungen von wichtigen Büchern (Ausgew. Br. 4, 154). Auch um die Gewinnung eines Korrespondenten für italienische

Literatur und Kunst scheint sich Müller nicht gekümmert zu haben (Ausgew. Br. 4, 156). Ebenso schlug der dringende Wunsch Wielands fehl, Müller als festen Mitarbeiter für das Fach der Philosophie in Deutschland zu gewinnen (Ausgew. Br. 4, 163).

In gleicher Weise zeigte sich Eschenburg erst nicht abgeneigt, für jeden Band 1½ bis 2 Druckbogen „kritische Nachrichten von der neuesten englischen Literatur“ zu übernehmen, zog aber sein Versprechen bald zurück, wahrscheinlich, weil ihn seine Rezensententätigkeit an Nicolais A. D. B. genug in Anspruch nahm (Arch. f. Lit.-Gesch. 13, 500). So blieben diese Fächer unbesetzt.[1])

Der „Deutsche Merkur“ (vom folgenden Hefte ab der „Teutsche“ genannt), „des ersten Bandes erstes Stück,“ war unterdessen hinausgegangen. Weimar, damals noch ein Wort ohne Zauber, war als Verlagsort genannt. Unter dem stolzen Horaz-Motto auf dem Titelblatte: Tu pias laetis animas reponis sedibus virgaque levem coerces aurea turbam, superis deorum gratus et imis (Carm. 1, 10) schwebte ein in jeder Beziehung dürftiger Merkur. „Mon Dieu, que cela est gothique!“ so werde man in Paris (wohin fünf Exemplare kamen) den deutschen Bruder begrüßen, meinte Jacobi, und eine seiner Freundinnen, die den Götterboten für den hinkenden Boten von Nürnberg hielt, fragte ihn: „Der hölzerne Merkur auf dem Titel predigt wohl mit seiner ausgestreckten Hand?“ „Nein,“ antwortete Jacobi, „er reicht nach dem Beutel mit Gold, den er noch nicht hat“ (Jacobis Briefw. 1, 114 f.).

Buchhändlerisch war in der Tat der Erfolg des ersten Bandes außerordentlich groß. „Daß ein Mann, der selbst

[1]) Trotz dieser Reihe von Fehlschlägen griff Wieland nicht blind zu, wenn er einen „Namen“ für sein Journal erlangen konnte, den er nicht gern in seiner Umgebung nennen hörte. So übersah er schon jetzt, wie wieder 1776, Lavaters dringliches Angebot (vgl. Brief Lavaters in Bertuchs Nachlaß, vom 6. Mai 1773, und Jacobis Briefw. 1, 115, 135). Auch auf Schirachs Vorschläge ging er nicht ein (Brief im Nachlaß Bertuchs, 14. Okt. 1775).

dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man außerordentliche Werke verdankte, selbst urteilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dies erregte die größten Hoffnungen“ (Goethe 36, 333). Zuerst hatte der Herausgeber geglaubt, an einer Auflage von 2500 Exemplaren zu viel zu haben, aber immer neu einlaufende Bestellungen machten eine zweite notwendig. Den Bedürfnissen des Publikums war rasch auf der Leipziger Messe ein um einen halben Taler billigerer Nachdruck[1]) zu Hilfe gekommen, der über 2000 Exemplare abgesetzt hatte. Hartmann, „der Barde,“ damals in Erfurt mit Meusel befreundet, berichtet Denis von 4000 Abonnenten. „Das hat die beste Schrift in Deutschland nicht zu hoffen“ (Denis' Nachl. 2, 197). In der Halberstädter „Büchse“ wird von 7000 Talern geredet. Das waren natürlich übertriebene Zahlen, die, wenn sie Glaubwürdigkeit für das erste Stück beanspruchen dürfen, doch mehr die außerordentlich gespannte Erwartung einer Wielandschen Zeitschrift ausdrücken als einen inneren Erfolg des Herausgebers. Das mußte sich Wieland auch sagen, und das bestätigen die wenigen zahlenmäßigen Belege für die Verbreitung des Merkur, die uns für spätere Jahrzehnte zur Verfügung stehen. Wieland fühlte sich daher durch den Nachdruck trotz des Erfolges geschädigt (Funck, Beitr., S. 43) und suchte Abhilfe. Hatte er im Januar vergeblich durch Gebler den kaiserlichen Privilegienschutz zu erlangen gesucht, so wendete er sich jetzt mit einem Appell an das Ehr- und Mitgefühl des Publikums. In dem Vorwort zum zweiten Bande bat er die Leser, zu ihm und nicht zu dem Nachdrucker zu halten, versprach als Gegengabe von 1774 an sechs Jahresteile zu gleichem Preise und stellte in Aussicht, „alles, was er künftig schreibe und des Druckes nicht unwürdig halten werde, in den Merkur einzurücken.“ Das erste Versprechen kam

[1]) Einen zweiten Nachdruck im Jahre 1775 verhinderte Wielands Verleger Reich (Buchner, Wieland und Weidmann, S. 65).

nicht zur Ausführung, aber das zweite wurde von der größten Bedeutung, ja mitunter verhängnisvoll für den Merkur, dem es einen von allen übrigen Zeitschriften abstechenden Charakter gab.

Zuversichtlicher schickte Wieland die folgenden Bände in die Welt hinaus. Die ständigen Rubriken schienen sich einfinden und das Ganze ein eigenes Gesicht bekommen zu wollen. In der Tat gehören die drei ersten Jahre (1773—1775) äußerlich und innerlich zusammen. Für Wieland bedeuten sie auf der einen Seite Lehrjahre der redaktionellen Technik, Experimentierjahre, die schließlich nicht zu einer endgültigen straffen Leitung, sondern zu einer Neuorganisation führen, die wiederum durch glückliche Zuführung frischen Blutes eine Verjüngung des Götterboten zur Folge hatte; Experimentierjahre auch im Verhältnis des Herausgebers zum Publikum und vor allem zu den Mitarbeitern. Auf der anderen Seite umfassen sie die Jahre literarischen Kampfes gegen eine jüngere Generation, deren Ideen die nächste Zukunft gehören sollte. Obwohl Wieland fast immer mit bewundernswerter Überlegenheit und Reife zu entgegnen verstand, war am Ende der drei Jahre doch kein Zweifel mehr, daß die Thesen, die die Jungen vom Wesen des Genies, den Quellen der Dichtkunst, dem Original aufstellten, für Wielands Produktion gefährliche Maßstäbe waren.

IV. Die Lehrjahre. 1773—1775.

1. Die äußere Geschichte.

a) Geschäftlicher Betrieb.

Kaufmännische und betriebstechnische Schwierigkeiten waren zunächst zu überwinden. Gerade den „merkantilischen“ Anforderungen der „Journal-Entreprise“ fühlte sich Wieland nicht gewachsen und hatte keine Lust, seine Zeit mit kaufmännischen Dingen zu verschwenden. Abel Seyler, der Schauspieldirektor und fallite Hamburger Kaufmann Lessingschen Angedenkens, sollte ihm darin zur Seite stehen. Spuren seiner Tätigkeit sind nicht zurückgeblieben. Vermutlich war diese auch gering, da Seyler schon Ende Oktober 1772 die Direktion der Ekhofschen Truppe übernahm. Auf keinen Fall reichte sie bis zum Ende seines Weimarer Aufenthaltes, das durch den Schloßbrand vom 6. Mai 1774 erzwungen wurde. Seylers überlegener Schüler in den kaufmännischen Grundwissenschaften, der junge Bertuch, scheint sehr bald für ihn eingetreten zu sein. Schon Ende 1773 zeigt ihn sein Briefwechsel in Merkurs Diensten. Bertuch, der sich in der Folgezeit zu einem kaufmännischen Genie ersten Ranges entwickelte, war gewiß schon damals dem Unternehmen von Nutzen. Bis nach der Mitte des Jahres 1776 scheint er alle merkantilische Korrespondenz besorgt zu haben.

Vielleicht kommt die Verlegung des Drucks von Rudolstadt nach Weimar (1774) schon auf sein Konto. Sie beseitigte ein unbequemes Expeditionshindernis. Sicher hat Wieland im Einverständnis mit ihm vom zweiten Jahrgang an den Merkur „an einen buchhändlerischen Teufel“ verkauft (Hofmann in Weimar), „um dem verdammten

Nachdruck zu entgehen. ... Incidit in Scyllam etc. Aber wie kann ichs machen?“ Der Selbstverlag wurde dadurch nicht berührt, und die Verlagsangabe auf dem Titelblatt war nur ein Schreckschuß für Nachdrucker. Von 1775 an verschwindet sie wieder. Die Hofmannsche Buchhandlung behielt den Meßvertrieb allein. Sonst geschah die Spedition durch das Weimarer Comptoir und die 1774 schon auf 121 vermehrten Kollekteure, die Zahlung durch Hofmann und die 7 „Hauptcomptoire“ in Augsburg, Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig und Weimar.

Über die Verbreitung der Zeitschrift in den ersten Jahren bekommen wir ein nicht ganz vollständiges Bild durch ein Notizbuch, wohl von 1774, im Nachlasse Bertuchs, der dort „die Collecteurs und ihre Subscribenten“ und die Anzahl der subskribierten Exemplare verzeichnet hat. Es fällt auf, daß die am weitesten abliegenden Städte Hamburg, Mitau, Basel, Kopenhagen, die in das Ausland hinüberwiesen, mit den größten Zahlen vertreten sind; außerordentlich schwach dagegen Leipzig, der Sitz von Weißes Bibliothek, Berlin, Nicolais Domäne und Wien. Nach London gingen zwei, nach Paris fünf Exemplare. Allerdings fehlt in den Bertuchschen Tabellen die gewiß nicht unbeträchtliche Menge der unmittelbar durch das Weimarer Comptoir Abonnierten, so daß wir von dem Absatz und den Einkünften nichts Genaues erführen, wenn nicht ein Brief Bertuchs (Nachlaß Nr. 2938) darüber Auskunft gäbe.

Danach läßt sich aus der Abonnementseinnahme von 4486 Rthl. eine Subskribentenzahl von 1870 berechnen. Nach Zurechnung des „Einzeldebits“ darf man für das zweite Jahr einen Gesamtabsatz von rund 2000 Exemplaren annehmen. Auf dieser Höhe konnte sich der Merkur weder halten, noch hat er sie später wieder erreicht. Fassen wir gleich hier, die Begründung anderen Abschnitten überlassend, die wenigen zahlenmäßigen Belege, die außer der in Bertuchs Nachlaß aufgefundenen „Generalberechnung pro 1783“ sich lediglich auf gelegentliche

Briefäußerungen Wielands, Schillers, Böttigers und Bertuchs stützen, zusammen, so ergibt sich eine stetig fallende Kurve:

	1774	rund	2000 Abonnenten
	1783 (Bertuch in der Redaktion)	„	1500 „
Ende	1787 (Schiller „ „ „)	„	1400 „
„	1788 („ „ „)	„	1200 „
	1796 (Böttiger „ „ „)	„	1000 „
	1798	„	800 „

von da ab langsam sinkend bis zur geschäftlichen Unhaltbarkeit des Unternehmens.

Das bedeutet für den Herausgeber zwischen 1774 und 1783 den Verlust von einem Viertel der Abonnenten, die Verringerung einer Einnahme von 4486 Rthl. auf 2438 Rthl. (wovon ein Drittel, 372 Rthl., an den Mitteilhaber Bertuch fiel).

Der Wunsch, aus dem Merkur eine gleichmäßige Jahresrente zu ziehen, hatte Wieland schon im zweiten Jahre nach der Gründung zu Schritten veranlaßt, die den Verkauf der Zeitschrift gegen eine jährliche Abgabe von 3000 Rthl. bezweckten.

Der übelberufene Schwickert in Leipzig, an den Wieland sich — seltsamerweise — durch Bertuch wandte, lehnte rundweg ab (Bertuchs Nachl., 3. August 1774), ein Zeichen dafür, wie wenig man in Fachkreisen mit einer Stetigkeit der Einnahme rechnete. Tatsächlich hatte Wieland im zweiten, besonders aber im dritten Jahrgange viel zu leiden „unter den entgegenarbeitenden Bemühungen der Buchhändler, den schlecht oder gar nicht zahlenden Collecteurs“ (Ausgew. Br. 3, 195 f.). Wohl übertreibend klagt er im März und April 1775 über den geringen Absatz, bei dem kaum die Unkosten herauskämen (Denkw. Br. 2, 40; 3, 208). Wenn er einige dieser Hemmnisse beseitigen wollte, indem er die Spedition vom zweiten Vierteljahr an durch die Postämter besorgen ließ, so täuschte er sich in der Hoffnung und stieß allenthalben auf den Widerstand der Leser, die unter der unpünktlichen Bestellung und durch den willkürlichen Aufschlag der

Postmeister (3 Rthl. 16 Gr. statt 2 Rthl. 12 Gr. für das Exemplar[1]) zu leiden hatten. Von allen Seiten liefen Klagen und Beschwerden ein, wie Bertuchs Nachlaß zeigt.

Der Gedanke an Reform und Abhilfe wurde immer zwingender. Vor allem schien es dem Herausgeber wichtig, den Schutz des Königlich preußischen Privilegiums zu erlangen (vgl. Gesellschafter 1817, S. 401; Marbacher Schillerbuch 1, 296/298; Bertuchs Nachl. 2203; Bertuch an Müchler[2]).

Ein Herr von Siebenhaar, der Referendarius Auen, Sekretär des Ministers von Münchhausen, vor allem der Berliner Professor Müchler, alle drei Freunde des Stargarder Kollekteurs Professor Fromm, bemühten sich um das Privilegium. Wieland selbst schrieb am 28. August 1775 an den Minister und am 9. September erhielt er von Müchler die Nachricht (Bertuchs Nachl. 2203), daß „das ihm aufgetragene Geschäft des verlangten Privilegiums beendigt“ sei. Das Privilegium, von 1776 an auf dem Titelblatt zusammen mit der Zueignung an „Ihro Römisch-Kaiserliche Majestät“ bekannt gegeben, stellte nicht nur den Nachdruck unter Strafe, sondern auch den Verkauf von Nachdrucken in Preußen. Dadurch wurde der Schleichhandel Flörkes und seines Schwiegervaters, des Berliner Buchhändlers Voß, der den geringen Absatz des „ächten“ Merkur in Preußen verschuldete, unmöglich gemacht[3]).

[1]) Dabei muß man bedenken, daß Wieland von 1775 an den Abonnementspreis von 2 Rthl. 12 gr. auf 1 Rthl. 16 gr. oder 2 Rthl. Konventionsgeld (den Louisd'or zu 6 Rthl. gerechnet), also „um ein Drittheil erniedrigt“ hatte (Merkurumschlag Januar—März 1775; Erfurter gel. Zeitung, 1775, S. 189 ff.).

[2]) Dieser Brief aus Bertuchs Nachlaß, vom 9. September 1775, erweist Müchler als den unbekannten Adressaten in Gubitz' Gesellschafter, 1817, Bl. 101, S. 401, der wiederum identisch ist mit dem von Seuffert, Schillerbuch 1, 296, gesuchten Korrespondenten.

[3]) Das Königl. preuß. Privilegium.

Die folgenden Angaben beruhen auf einer Notiz Dr. Consentius', der sie den Akten des Lehnsarchivs (im Geh. Staats-Archiv Berlin, Generaldirektorium Karmark, Tit. CCXXVI, Sekt. d. Lit. B. Nr. 45 (entnommen

Nun wagte Wieland einen Vorstoß in großem Stile nach dem Norden. Müchler hatte die gesamte Korrespondenz zu leisten. Das Königliche Hofpostamt wurde mit allen Postämtern der Mark, Preußisch Pommerns, Schlesiens und Preußens in Verbindung gesetzt. Eine (verloren gegangene) Nachricht an das Publikum wurde in mindestens 1500 Exemplaren gedruckt und im Preußischen überall „divulgirt“ (Marbacher Schillerbuch S. 296).

„Besondere Circularia“ gingen an die Postämter in „Pohlen, Curland, Lief- und Esthland, item nach Petersburg, Stockholm usw.“.

Von dem stillen Kampf mit der den Norden beherrschenden Allg. D. Bibliothek hören wir nichts. Nicolai saß fest und hatte den breiten Haufen der „Aufgeklärten“ hinter sich, seine Bibliothek war obendrein um die gleiche Zeit durch Beschluß des Berliner Staatsrats offiziös für ein nützliches Werk erklärt worden.

Ein noch nicht anerkannter Gegner erwuchs aber in dem neugegründeten „Deutschen Museum“. Dessen Erscheinen fällt jedoch außerhalb des hier abgegrenzten Zeitraumes.

b) Wieland und seine Mitarbeiter.

Wieland selbst war sein bester Mitarbeiter und blieb es, einige leere Strecken abgerechnet, auch bis in die neun-

hat. Das hier vorliegende Gesuch, nach Consentius „schwerlich eigenhändig, auch kaum Wielands eigene Unterschrift“, ist abgefaßt in Berlin am 6. September 1775, wohl von einem der genannten Berliner Freunde Wielands. Das Privilegium, datiert 17. September 1775, gelangte, von einem kurzen Anschreiben Münchhausens, an den sich ja Wieland am 28. August persönlich gewandt hatte, begleitet, zur Unterschrift des Königs. Am 29. September werden schon die Gebühren zur Chargenkasse gezahlt. Die Angelegenheit war also ganz erledigt.

Das Privileg lautete auf 10 Jahre. Es verpflichtete Wieland drei Exemplare an das Lehns-Archiv, wohl zwei an die Königliche Bibliothek auf eigene Kosten zu liefern.

Wieland scheint das Privileg nach Ablauf des Schutzdezenniums nicht wieder erneuert, dagegen die Lieferung der Pflichtexemplare nicht abgebrochen zu haben.

ziger Jahre. Das springt rein zahlenmäßig in die Augen und gab Nicolai ein gewisses Recht, in seiner Kritik die Bedeutung des Merkur auf den Kreis der Wielandverehrer einzuschränken. Besonders vom zweiten Jahrgange an, mit dem das Versprechen des Erstdruckes aller seiner Erzeugnisse in Kraft trat, stieg die Seitenzahl Wielandscher Beiträge. In den 36 Heften der abgegrenzten drei Jahrgänge sind 41 Bogen, also etwa sieben Hefte, ganz mit Wielands Dichtungen gefüllt, 60 Bogen, also etwa zehn Hefte, mit seinen Arbeiten überhaupt.

Das war für die Verbreitung des Journals ein Vorteil, den es vor allen gleichzeitigen voraus hatte, solange das Publikum in Wieland einen beliebten Modeschriftsteller Deutschlands sah. Das war der Keim zum langsamen Hinsterben des Merkur, sobald der Herausgeber in der allgemeinen Schätzung Größeren weichen mußte, oder sobald die wechselnde Zeit stärkere und nicht fast ausschließlich literarische Kost forderte. Beides mußte Wieland erfahren.

Eine Betrachtung seiner poetischen Werke fällt außerhalb des Rahmens dieser Untersuchung. Es ist jedoch nötig, um das Gesamtbild nicht einer charakteristischen Färbung zu berauben, die eingestreuten Dichtungen in jeder Periode der inneren Merkurgeschichte wenigstens anzuführen und ihr Verhältnis zu den allgemeinen und rein journalistischen Aufsätzen Wielands zu beleuchten.

Daneben besorgte Wieland als Redakteur die Anordnung der Hefte, wobei ihn in den beiden ersten Jahren die vierteljährliche Ausgabe an der Durchführung einer gleichmäßigen Disziplin hinderte, so daß schließlich das dürftige Durcheinander des letzten Stückes von 1774 zustande kam. Erst die monatliche Ausgabe von 1775 an brachte mehr gleichmäßige Straffheit und periodisches Ineinandergreifen.

Seine Mitarbeiter teilte Wieland, ohne sie jemals selbst so zu gruppieren, in drei Kategorien ein: „Freunde, welche bloße Volontairs sind“ (Allg. Ztg. 1878, Nr. 211), Friedr. H.

Jacobi, Joh. Gg. Jacobi, Gleim, Dalberg, Gotter u. a., auswärtige Beiträger, periodische Mitarbeiter.

Wie Seyler in merkantilischen Fragen, so sollte nach dem Plan in redaktionellen F. H. Jacobi Wieland zur Seite stehen. Mitherausgeber der Zeitschrift kann man ihn nicht recht nennen, obwohl er im ersten Jahre das Journal häufig als „unseren Merkur“ bezeichnete. Er selbst nennt Wieland den Herausgeber (Auserl. Briefw. 1, 110, 18. Febr. 1773) und bedauert ihn wegen der Arbeit und Mühe, die ihm dadurch zufalle. Aber als Mitgründer hatte er ein äußeres und inneres Anteilrecht am Ertrag und an der Ehre. Wir wissen, daß er „Ritter und Knappen“ für den Merkur sammelte (Merck, Jung Stilling, Heinse) und wohl auch dann und wann „das ausgesetzte Honorarium aus seiner eigenen Tasche vergrößerte“ (Jacobis Briefw. 1, 101), daß er selbst seine gesamte schriftstellerische Laufbahn im Merkur „einsegnete“ und bemüht war, seinen Ausarbeitungen den Tonfall und das intellektuelle Niveau zu geben, das ihn im Damensalon und in den gebildeten Kreisen der eleganten Welt unentbehrlich machen sollte.

Wieland fand anfangs für seine Beiträge dankbar begeisterte Lobpreisungen: er treffe gerade den Geschmack der meisten Leser und habe die angemessene Methode, Licht und Wärme in die truncos ficulneos zu bringen.

Später (1774) tadelte er oft Jacobis gigantischen Stil. Das, was die beiden dann entfremdete und schließlich schied, waren zunächst kritisch-ästhetische, im letzten Grunde aber menschliche Differenzen. Die räumliche Entfernung tat ein Übriges. Daß sie oft in ihren Gesinnungen divergieren würden, hatte Wieland schon prophezeit, bevor das erste Stück ausgegangen war (Jacobis Briefw. 1, 111). Und daß es schwer sein werde, durch Briefe solche Risse wieder gut zu machen. Den ersten Anstoß gab Nicolais „Nothanker“.

Wielands kritische Tätigkeit und die seiner Mitarbeiter wurde mitunter bedenklich beeinflußt von dem Wunsch,

mächtige Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen. Auf ein kleines Spiel mit Meinungen kam es dem Herausgeber hierbei nicht allzusehr an. Wie mit den Lesern, so hielt es auch hier der Herausgeber bisweilen über die Köpfe der eigenen Mitarbeiter hinweg mit Gönnern und Konkurrenten.

Mit Nicolai, seinem bedeutsamsten Rivalen, wollte er um jeden Preis Frieden haben, noch mehr kam es ihm auf eine empfehlende Kritik des Merkur in der Allg. D. Bibliothek an. Durch Geblers Vermittelung hoffte er ein kaiserliches Privilegium für seine Zeitschrift zu erlangen. Gar bald merkte man das dem Merkur an. Geblers Schauspiele wurden (1773, II, 219 ff.) ziemlich unverfroren herausgestrichen im Gegensatz zu der zeitgenössischen Kritik (vgl. Frankfurter gel. Anz. 1773). Die Allg. D. Bibliothek wurde wiederholt ohne genügende Veranlassung gelobt, der Sebaldus Nothanker angepriesen (1773, II, 231).

Jacobi als Mitherausgeber tadelte Wieland heftig und wies auf den Eindruck hin, den diese Lobhudelei auf die Leser machen müsse: Wieland unter der Protektion von Nicolai! werde man rufen. Der Merkur sei kein allgemein kritisches Journal, und sie brauchten sich durch Tadeln keine Feinde zu machen; aber warum solle es ein Komplimentenmagazin, ein Landhaus, sein, worin man allen vorbeireitenden und fahrenden Bekanntschaften einen angenehmen Tag machte? „Verschleudern wir unser Lob, so werden sich sogar die schlechten Schriftsteller nicht mehr darum bekümmern. Wahrhaftig, mein liebster Wieland, mit diesem Winde fuhren Sie nicht, da Sie Ihren Ruhm eroberten; der Wind geht zu Thal (Jacobis Briefw. 1, 127)." Der bekannte Streit über J. G. Jacobi als „Säugling" im Nothanker[1]) führte zu einer merklichen Ab-

[1]) Vgl. dazu T. M. 1775, I, 284; 1778, III, IV; 1779, I, 154 f.; Anhang zum 25.—36. Bande der Allg. D. Bibliothek, S. 628 f. und Band 37, I, S. 295 ff.; Goeckingk, Fr. Nicolais Leben, S. 53 f.; R. M. Werner in den Akademischen Blättern 1, 1 ff. und Geiger, Im neuen Reiche, 1881, 2, 417—430.

kühlung und scheint zur Folge gehabt zu haben, daß Jacobi nicht mehr in die Angelegenheiten des Merkur hineinredete.

Nach erregtem Briefwechsel verbat sich Wieland das „Hofmeistern". Er habe endlich das Schwabenalter erreicht und wolle, was er in seinem Namen schreibe, vor aller Welt verantworten, sobald er sehe, daß es nötig sei. Das Klügste sei wohl, in Frieden zu scheiden. Aber ein inzwischen eingetroffener Brief Jacobis stimmte den Leichtversöhnlichen zu enthusiastischen Freundschaftsäußerungen um.

Jacobi erkannte Wielands Willen in redaktionellen Dingen als „höchstes Gesetz" an (5. Oktober 1773). Allein die Mißstimmung blieb, trotz gegenseitiger Versicherung der Freundschaft und häufigen Zurückfallens Wielands in seine begeisterten Expektorationen. Jacobis Anschluß an Herder und Goethe war wenig, die Gründung der Iris (1775) keineswegs geeignet, die Merkurgründer einander näher zu bringen, entzog sie doch F. H. Jacobis Beiträge das ganze Jahr 1775 hindurch dem Merkur, nachdem er bis dahin im ganzen etwa 14 Bogen (2½ Heft von 20) beigesteuert hatte. Georg Jacobi trug nach fleißigen Ansätzen im 1. Stück nur noch wenig bei, so daß sein Anteil insgesamt etwa eins von den 36 Heften ausfüllen würde (6½ Bogen). Die Vorbereitungen zur Iris und dann diese selbst zogen auch ihn seit dem Herbst 1774 vom Merkur ab.

Er fühlte sich Wieland gegenüber finanziell benachteiligt, und suchte tatsächlich, mit seiner Götterbotin den Merkur zu „minieren" (Goethes Br., 2, 150). Wieland empfand das sehr bald. Seine Erzfeinde, Goethe und Lenz, unterstützten den Gekränkten mit Beiträgen. Heinse zogen die „Jackerls" zu sich hinüber, zu einer Zeit, wo Wieland, von ihnen im Stiche gelassen, sein Auge auf den früher Verschmähten gerichtet hatte.

Wielands Verhältnis zu Heinse (vgl. Seuffert, Viertelj.-Schr. f. Lit.-Gesch., 6, 223-251) ruhte trotz aller Schwankungen im Meinungsausdruck doch auf einer einheitlichen

Gesinnung: Antipathie und Mißtrauen bei Anerkennung bedeutenden Talentes. Heinse war ihm „großes Genie, aber durch schlechte Erziehung in seinen Sitten nicht so, wie er seyn mußte pour être présentable dans la bonne compagnie“. Seine „Moral“ war zuweilen nicht die beste, und es fehlte ihm an „gutem Ton“ (Ausgew. Br. 3, 18). Auf die Gunst der „guten Gesellschaft“ hatte es der Merkur aber gerade abgesehen. Dazu kam, daß Wieland jeden Verdacht einer Protektion des Zuchtlosen von sich abzuwehren suchte, je mehr dieser sich als Wielandianer aufspielte. Aus all diesen Gründen hielt er ihn von seiner Zeitschrift fern. Von vornherein als zu unreifer Rezensent abgelehnt, bot sich Heinse im Dezember 1773 von neuem an. Er hoffte als „Verleger“ beim Merkur mit einem Jahresgehalt von 200 Rthlrn. dem Herausgeber und seinem leeren Geldbeutel „nützen zu können“. Außer der „genauesten“ Besorgung von „Druck, Versendung und Correspondenz“ wolle er jeden Monat selbst einen Bogen zur Verfügung stellen, zunächst eine Serie von „Briefen über die italienischen Dichter“. Obwohl die in Aussicht gestellten Arbeiten einen zweifellosen Stoffzuwachs für seine Zeitschrift bedeutet hätten (Briefe über das Leben des Tasso mit Auszügen, später in der „Iris“; Vergleich zwischen Ariost und Tasso; Vergleichungen der Genien Homers, Vergils, Tassos, Ariostos, Wielands, Klopstocks, Miltons und des Sängers der Henriade), ging Wieland zunächst nicht darauf ein. Als kurz darauf ein anmaßender Brief Heinses ihm 40—50 Stanzen aufdrängen wollte, lehnte er grob ab. Das Erscheinen des Heinseschen „Petron“ hatte die Angelegenheit für ihn erledigt.

Im Laufe des folgenden Jahres (1774) wurde Wieland versöhnlicher. Als F. H. Jacobi zum Mai- und Juniheft nichts lieferte, bat ihn Wieland, doch Heinse zu gewinnen. 8—10 Bogen jährlich seien erwünscht, deren jeder mit 3 Louisd'or honoriert werde. Heinse stand jedoch jetzt zur Iris in einem Vertragsverhältnis, demzufolge bereits zwei der für den Merkur geplanten Aufsätze dort ge-

druckt waren. Erst nach der vollkommenen Aussöhnung im Januar 1775 konnte Jacobi Heinses Beiträge schicken. Im April erschien die erste Gabe, im November 1777 die letzte. Die aus Nützlichkeitsgründen unterdrückte Abneigung Wielands gewann während Heinses fast dreijähriger Mitarbeiterschaft wiederholt im Journal vor allem Publikum einen mehr peinlichen, als humoristischen Ausdruck durch die launischen Anmerkungen des Herausgebers, mit denen Wieland auch sonst oft seine Helfer in eine schiefe Lage brachte.

Fürs erste war ihm durch Heinse geholfen. Denn schon hatten die letzten Hefte des zweiten Jahrgangs eine bedenkliche Armut in den „merkurialischen Scriniis“ nicht verbergen können. Der darbende Redakteur war daher froh, fast gleichzeitig mit Heinse (Februar 1775) in dem neuen Bibliothekar Anna Amalias einen Beiträger zu bekommen, der sich jederzeit bereit finden ließ, Lücken zu füllen. In der Tat weist das Auftreten Jagemanns fast immer auf Manuskriptmangel und redaktionelle Not hin, was die Bedeutung dieses damals besten Kenners italienischer Literatur und Landesverhältnisse nicht antastet, dagegen uns einen Fingerzeig zur Beurteilung des redaktionellen Haushalts des Merkur gewährt[1]).

Den übrigen „Volontairs“ ließ Wieland gern so freie Hand als möglich und setzte ihnen „nicht gern andere Schranken, als die in der Vorrede angezeigten Absichten des ‚T M.‘“.

Merck, der der geeignetste Mann für das kritische Fach gewesen wäre, war rasch verloren.

[1]) So fehlt Jagemann bezeichnenderweise in den vollen Jahrgängen 1776/77, tritt dagegen 1778/79 stark (etwa 15 Bogen hervor, ebenso 1782 III, IV, als Wieland der „Desperation“ entgegeneilte (über 6 Bogen); auffallend 1786, wo Wieland überhaupt aussetzte, mit 15 (!) Bogen = 2½ Heft, so daß seine Beiträge allein vor 1790 12—13 Monatshefte füllen würden. Seine Aufsätze, niemals voll unterzeichnet (N. N.; — nn; j—n; J***; J...; J.; häufig anonym), lassen sich aus späteren Sammlungen und aus parallelen Abhandlungen seines „Italienischen Magazins“, Weimar, 1783 ff., erschließen.

Dafür suchte Wieland alte und neue Beziehungen nutzbringend zu gestalten. Nicht mit viel Glück.

Der junge Karl von Dalberg als schriftstellernder Freund und häufiger Gast am Weimarer Hofe gehörte zu den ersten Mitarbeitern.

Durch sein ehemaliges Mitarbeiterverhältnis zur Erfurter Gelehrten-Zeitung zog Wieland einen neuen Rezensenten dieses Blattes zum Merkur herüber, den jungen Magister Hartmann. Doch die schülerhafte Behandlung, die er ihm in seinen Anmerkungen angedeihen ließ, scheint diesen dem Merkur gleich wieder entfremdet zu haben. Wenigstens lieferte Hartmann den dritten Aufsatz: „Über das Schöne," wovon er Kretschmann berichtet (Denis' Nachlaß, hrg. von Retzer 1, 202), nicht mehr. Auch aus der Weimarer Umgebung war 1773 noch nicht viel zu holen. Der Diakonus Joh. Sam. Schröter[1]), ein anerkannter Conchyliolog, kam in seinen Aufsätzen: „Über die neuesten Schriften der Naturgeschichte" nicht über die trockenste Inhaltsangabe dreier neu erschienener schneckenkundlicher Werke hinaus und erwies sich als ein doch allzu einseitiger Vertreter des naturwissenschaftlichen Faches.

Selbstverständlich entging Wieland nicht sein eigener Kollege bei der Erziehung des Prinzen, der Hofrat Joh. Christian Mejer, der später berühmte Fürsten- und Staatsrechtler.

F. H. Jacobi, dem vielleicht die Vermittelung von Laharpes französischen Literaturberichten[2]) zu danken ist, machte einen guten Fund mit der Ase-Neitha-Novelle Jung-Stillings (Sämtl. Werke 1835 S. 310), durch deren Druck

[1]) Unterzeichnet S., durch sein Spezialforschungsgebiet erwiesen, vgl. auch T. M. 1776, III, 178.

[2]) Die Vermutung beruht auf der späteren Korrespondenz Jacobis mit Laharpe (Jacobi, Sämtl. Werke 2, 513—544). Die Unterschrift Laharpes setzte schon Zeitgenossen in Verwunderung (vgl. Erfurter gel. Anz., 1773, S. 275). Eine Anfrage bei Mr. Charles Bonnefon, der in der „Revue littéraire historique et politique" 1911 Veröffentlichungen aus Laharpes nachgel. Briefwechsel gemacht hat, blieb unbeantwortet.

im Merkur er den Verfasser in die Literatur überhaupt einführte.

Aus der Nachbarschaft fand sich auch Gotter ein. Nach seiner engeren Verbindung mit der Redaktion machte Bertuch seine junge Schriftstellerei dem Merkur dienstbar; auch als Übersetzer aus dem Französischen und Englischen war er gut zu verwenden.

Bis zur Gründung der „Iris“ hatte Georg Jacobi im ganzen den lyrischen Artikel beherrscht. Dann traten die Almanachpoeten Gleim und seine Trabanten Klamer Schmidt, Stamford in den Vordergrund, denen sich die Karschin und Goeckingk anschloß. Unter seinem Musenalmanachzeichen (Q) verbarg sich, leicht zu erkennen, der alte Götz.

Von Göttingen, wo der lyrische Quell frischer sprang, kam Wieland nichts Originelles zu. Boies übersetztem Schäfergedicht im ersten Hefte folgte als einziger Beitrag Bürgers Übertragung der catullischen „Nachtfeier der Venus“.

Campe, wiederholt von Wieland zur Mitarbeit aufgefordert, schickte Lyrisches und eine Abhandlung. Als nach längerer Verzögerung endlich sein Aufsatz erschien (1775, IV), erbitterten ihn die Wielandschen Anmerkungen so, daß er sofort zu dem neugegründeten Museum abschwenkte (Bertuchs Nachlaß).

Im ganzen jedoch schränkte der Herausgeber seine „notenmacherische Krankheit“, wie sie Heinse einmal nennt, auf die Mitarbeiter im eigentlichen Sinne ein, d. h. auf solche, die zum Merkur in einem ausgesprochenen oder unausgesprochenen Vertragsverhältnis standen.

Der Widerspruch zwischen einer öffentlichen Aussage und einer privatbrieflichen an F. H. Jacobi (Auserl. Briefw. I, 112) bedingt und beherrscht dieses ganze Verhältnis. Dort (1773 III, 287) heißt es: „Die Mitarbeiter am Merkur haben nicht auf die Grundsätze und Meinungen des Herausgebers geschworen. Jeder denkt und urteilt nach seiner Fähigkeit und Überzeugung und Weise; und daher wird es sich nicht selten zutragen, daß der Merkur sich selbst

widersprechen und in einem Stücke behaupten wird, was ein anderer Verfasser in einem anderen Stücke bestreitet."

Hier dagegen: „So lange ich für den Merkur bei dem Publikum responsabel seyn muß, kann ich keine Zeile einrücken, die ich nicht entweder gutheiße oder gegen die ich mich ausdrücklich verwahre."

Strich er aus Zensursorgen die Mönchsepisode in F. H. Jacobis Briefen über Pauws „Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois" oder den Traum in Georg Jacobis „Charmides und Theone" und noch 1776 aus Allwills Briefen furchtsam „einige garstige Stellen über den Dienst großer Herren", oder schickte er einzelne Aufsätze zurück, wie die politische Revue, die F. H. Jacobi vermittelte, so war das sein volles Recht. Aber dabei blieb es nicht. Hatte er den heiklen Revisionsartikel stillschweigend unter den Tisch fallen lassen, so war damit sein Hang zur Superrevision bereits gefällter Urteile doch keineswegs vermindert. Er gehörte zu den Naturen, die gern Gerichtstag halten über ein anderes kritisch-ästhetisches Ich. Irgendein Ventil mußte dieser Drang finden, und er fand es in Noten, Zusätzen und Anmerkungen. „Er übte nicht die schwere Anstandspflicht des Redakteurs, seine Helfer mit seinem Namen zu decken; er hielt es über ihre Köpfe hinweg mit dem lieben Leser" (B. Seuffert, Viertelj.-Schrift f. Lit.-Gesch. 6, 238). Die außerhalb Stehenden gewannen dieser Maßregel nach und nach eine gewisse Komik ab. So meint Georg Jacobi, Wieland solle lieber am Ende jedes Quartals ein besonderes Heft herausgeben unter dem Titel: Einwendungen gegen meinen Merkur (Jacobi 1, 253). Für Mitarbeiter aber war und blieb die „notenmacherische Krankheit" peinlich. Jüngere Leute, wie Hartmann (1774, II, 214—17; 1775, I, 275), kommen schon schlecht genug weg. Heinse, der sich aus pekuniären Gründen um die Gunst des Götterboten bewarb, fühlte sich nur vorübergehend gekränkt durch die sachlich berechtigte, aber doch höchst verletzende Art Wielands, einige seiner Artikel abzubrechen. Am

schlimmsten aber erging es Schmid. Nicht, daß Wieland in einer Fußnote sich vorbehielt, seine abweichende Meinung „nächstens eingehend zu begründen“ (wie beim Götz), sondern durch die überlegene, auch wohl ironische Art, wodurch er jeden Parnaßartikel Schmids durch oft widersprechende Zusätze erdrückte. Schließlich entzog ihm Wieland die Verwaltung des literarischen Faches, schickte eine Rezension rundweg zurück, machte ihn zum Theaterreferenten unter Ablehnung jeder Verantwortung und behielt sich vor, nach Gutdünken zu streichen. Bei der Reform von 1776 verschwand dieser anonyme, unbequeme Beiträger sang- und klanglos.

Wielands Rechtfertigung dieser unklugen und taktlosen Angewohnheit ist nicht stichhaltig. Die Erklärung (1775, IV, 83), daß ihm „wegen allzu knapper Zeit (die Aufsätze mußten oft gleich nach dem Eintreffen in die Druckerei geliefert werden) nichts anderes übrig geblieben sei, als öffentlich zu erklären, daß er nicht immer der Meinung des Verfassers von jenem Artikel sei und demselben seine Urteile selbst zu verantworten überlasse“, klang zwar harmlos, rechtfertigte aber nicht die Tatsache, daß der Herausgeber Aufsätze ungeprüft in die Druckerei gehen ließ, und man begreift, daß sich der junge Goethe über die „Art Wielands, seine Mitarbeiter schulmeisterlich impertinent in Noten und Nachreden herunterzuputzen“, ärgerte.

Goethe war es auch, der, nachdem Heinse im Jahre 1776 noch ein paar Grobheiten eingesteckt hatte, Wieland zwang (Anf. Okt. 1776), ihm „endlich Hand in Hand“ zu versprechen, „keine Noten noch Postfacen mehr zu anderer Leute Aufsätzen zu machen“.

Damals aber hatte der Merkur schon den stillen Kampf mit einem ihm in vielem überlegenen Gegner, dem „Deutschen Museum“, aufgenommen. Diese erste große Nachahmung des Merkur durch Dohm und Boie war zugleich eine Bestätigung der Brauchbarkeit der neuen Gattung von Zeitschriften, die Wieland das Verdienst hat, mit dem Merkur eingeführt zu haben.

2. Der literarische Journalismus zur Zeit der Merkurgründung.

Fritz Jacobi hatte in dem erwähnten Koblenzer Briefe die Idee einer Nachahmung des „Mercure de France“ leicht hingeworfen, Wieland sie ebenso rasch ergriffen, ohne sie zunächst näher zu prüfen. Das mußte nun geschehen.

Mochte die Anlehnung auch noch so lose sein, sie mußte in der Geschichte des deutschen Journalismus etwas durchaus Neues bedeuten.

Die moralischen Wochenschriften[1]) hatten sich überlebt, trotz der stattlichen, bis in die neunziger Jahre reichenden Verbreitung dieses Zeitschriften-Typus. Die Nicolaischen Bibliotheken herrschten. Ihre Domäne war die Kritik. Durch Kritik will die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ das Publikum zu „einer Genauigkeit des Geschmacks, welche die höchste Staffel der Blüthe der schönen Wissenschaften ist, erheben“. „Die Kritik ist es also ganz allein, die unseren Geschmack läutern und ihm die Feinheit und Sicherheit geben kann, durch die er sogleich die Schönheiten und die Fehler eines Werkes sieht“; und „ein feiner Geschmack ist nichts anderes als eine Fertigkeit, die Kritik jederzeit auf die beste Art anzuwenden.“

Während diese Bibliothek, ihrem ursprünglichen Plane nicht ganz treu, um einer unvorteilhaften Rivalität mit Lessings Literaturbriefen aus dem Wege zu gehen, bald den „schönen Künsten (der Malerei, Kupferstecher-, Bildhauer- und Baukunst, Musik- und Tanzkunst)“ fast den ganzen Raum gewährte und zu einer Rezensieranstalt für alle Bücher deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache wurde, die „zur Kenntnis der Geschichte und Verbesserung der schönen Künste“ dienten, ver-

[1]) Vgl. Maxim. Kawczynski, Die moralischen Zeitschriften (Lpz. 1880); L. Salomon, Gesch. d. dtsch. Zeitungswesens, I (Oldenb. u. Lpz. 1900); Ernst Milberg, Die deutschen moral. Wochenschriften des 18. Jahrhunderts (Meißen 1880); Beutler und Gutsmuths, Allgemeines Sachregister über die wichtigsten deutschen Zeit- und Wochenschriften (Leipzig 1790).

lor sie später, zumal unter Weißes Redaktion, durch dessen redaktionäres Prinzip des Totschweigens unangenehmer Erscheinungen allmählich den Zusammenhang mit der Zeit und stagnierte trotz vortrefflicher Mitarbeiter.

Die andere, eigentlich Nicolaische Zeitschrift: die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ (1766 ff.), bildete zu der ersten eine Ergänzung nach der literarischen Seite hin, indem sie „zuverlässige Nachrichten von den neuen Büchern und von ihrem wahren Werte“ geben wollte und damit dem Publikum „die vielleicht nicht unangenehme Gelegenheit, jährlich gleichsam die ganze neueste Literatur wie in einem Gemälde auf einmal zu übersehen“. Die Bibliothek überragte an Bedeutung und Einfluß weitaus die ältere Schwester und wich, obwohl durch die „Allgemeine Litteraturzeitung“ (1785 ff.) rasch antiquiert, erst 1806 vom Platze.

Klotzens „Deutsche Bibliothek“ (1767–71) und ihre Nachfolgerin in mehr als einem Sinne, Schirachs „Magazin der Kritik“ (1772 ff.), wollten „eine demokratische Freistätte für alle Teile der schönen Literatur und Geschichte“ sein.

Kritik war in noch höherem Grade die Aufgabe der gelehrten Zeitungen und Anzeigen. Im Gegensatz zu der trocknen Sachlichkeit dieser Gattung hatten die „Frankfurter Gelehrten“ im Jahre 1772 kraftvoll und jugendlich ihre Stimme erhoben. Im Gründungsjahre des Merkur jedoch waren sie nach dem Austritt der bedeutendsten Mitarbeiter wieder auf das übliche Niveau zurückgesunken.

Nicolais „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ bedeutete, wenigstens in ihrem Programm, den ersten Anlauf zu einer Zeitschrift erweiterten Stils. Ein kritischer Spiegel des gesamten nationalen Literaturlebens auf der breiten Basis der Aufklärung wollte die „Allg. D. Bibliothek“ sein.

Von hier aber führt keine Entwicklungslinie nach dem Merkur. Das Verdienst Wielands liegt nicht in einem Aufgreifen und Erweitern dieser bis dahin

anspruchsvollsten Programme, sondern in der geschickten Wahl eines neuen französischen Vorbildes. Damit hängt zusammen eine andere geschickte Wahl Wielands, die des Publikums.

3. Der „Teutsche Merkur" und der „Mercure de France".

Gleichzeitig hatten im Jahre 1770 Boie und Ch. H. Schmid nach dem Muster des Almanach des muses den Göttinger und Leipziger Musenalmanach herausgegeben. Vielleicht dachte Jacobi daran, als er eine Nachahmung des „Mercure de France" und für die künftige Zeitschrift den Namen „Deutscher Merkur" vorschlug. „Diese Benennung, zu welcher man sich bloß aus Mangel einer schicklicheren bequemen mußte," versprach „eine dem Mercure de France ähnliche Gestalt und Einrichtung, und (die Rätsel und Logogryphen ausgenommen) wird man wirklich den Plan dieses beliebten französischen Journals bei dem Deutschen Merkur zugrunde legen", meldete das Dezember-Avertissement.

Der „Mercure de France" hatte sich aus dem „Mercure galant", einer wöchentlichen Chronik des Pariser Gesellschaftslebens (vgl. den Plan von Visé 1672), nach mehrfacher Häutung und Modernisierung unter seinen bedeutenden Redakteuren de la Roque, Boissy, Marmontel zum gelesensten Journal Frankreichs entwickelt (Larousse: Dictionnaire, tome XI[ième] 687). und zwar verdankte er seine Beliebtheit dem Umstande, daß er im Gegensatz zum „Journal des Sçavans" nicht das „monopole de la presse littéraire", sondern das „de la petite presse", „de la presse légère, semi-litéraire, semi-politique" besaß (Eugène Hatin: Histoire politique et literaire de la presse en France. Paris 1859. Préface XIII). Jedes Monatsstück des „Mercure de France" setzte sich zusammen „d'une ou de deux pièces de vers, d'un conte ou de quelques pièces fugitives en prose, de l'énigme, du logogriphe, des charades, bouts-rimés, acrostiches, questions, articles d'arts, d'inventions et découvertes, de spectacles, d'avis particuliers, de l'annonce des livres nou-

veaux. Quant aux arrêts, édits et déclarations, annonces des accadémies de Paris et de province, anecdotes, événements public et particuliers, on les trouve à l'article ‚Paris', de la partie politique" (Hatin, a. a. O. 1, 429 f.).

Wie weit die Ähnlichkeit mit dem Vorbild gehen sollte, darüber zeigen die Briefe und das Dezember-Avertissement Schwankungen. Bald heißt es (Denkw. Br. 1, 202): „quoad formam einige Ähnlichkeit", bald wieder „soviel als möglich" (Bertuchs Nachlaß Nr. 3580), in der Vorrede schließlich: „Übrigens soll und kann der Deutsche Merkur, weder was die Ausführung noch was die Anzahl und Beschaffenheit der Artikel betrifft, völlig nach dem französischen gemodelt werden," denn „wir haben keine Hauptstadt, welche die allgemeine Akademie der Virtuosen der Nation und gleichsam Gesetzgeberin des Geschmackes wäre ..... Wir haben kein feststehendes Nationaltheater".

Als Wieland diese Worte schrieb und in ihrer Erkenntnis alles „Qu'on trouve à l'article: Paris" ausschaltete oder einschränkte, konnte er nicht ahnen, daß er seit wenigen Monaten in dem kleinen Orte wohnte, der berufen war, der Brennpunkt des literarischen Lebens künftiger Jahrzehnte zu sein, und daß Weimar mit dem ersten Bande des Merkur in die deutsche Literatur eintrat (Goethe, 28, 316).

Alles, was dem „Mercure de France" seinen großstädtischen und weltmännischen Charakter gab, mußte verschwinden, wollte es nicht verkürzt und verkümmert auftreten. Die Gesellschaftschronik wurde gestrichen: Promotions et nominations, mariages, baptèmes et morts, histoires galantes, réceptions aux académies, plaidoyers, sermons, arrêts. Der Artikel: spectacles, der einen breiten Raum einnahm, wurde in „eine Art von allgemeinen Ephemeriden des deutschen Theaters" umgewandelt, die von Zeit zu Zeit geliefert werden sollten. Nur jedem Vierteljahrstück sollten politische Nachrichten beigelegt werden. Überhaupt wurden statt der 16 Liefe-

rungen des „Mercure de France“ nur vier Stücke, bestehend aus je drei Monatsheften, geliefert. Den Künsten sollte kein besonderer Artikel eingeräumt werden, „weil wir bereits Journale besitzen, welche dem Liebhaber und selbst dem Kenner wenig zu wünschen übrig lassen“ (Weißes Bibliothek). „Nur epochemachende Kunstwerke, die den Nationalreichtum vermehren, sollen gelegentlich angezeigt werden.“

Stellt man den Merkurplan, wie er in dem „Frankfurter Gel. Anz.“ 1773, S. 29 ff. zu finden ist, dem des „Mercure de France“ gegenüber, so ergibt sich folgendes Bild:

Teutscher Merkur.	Mercure de France.
1. Poetische und prosaische Originalstücke, Erzählungen, Lieder, Briefe, Sinngedichte und überhaupt alle die Arten, die man in der Poesie unter dem Namen: flüchtige Stücke begreift, Dialogen, kleine Abhandlungen über historische, philosophische und literarische Gegenstände . . .	Pièces fugitives en vers et en prose, compris l'énigme, le logogriphe et la chanson obligatoire. Sciences et belles lettres.
2. Übersetzungen auserlesener Stücke dieser Art.	Fehlt.
3. Kurze Anzeige der merkwürdigsten neuen Bücher.	Nouvelles littéraires, extraits et annonces.
4. Umständliche Beurteilung neuer Bücher.	
5. Revision partheyischer, unbilliger und schiefer Urteile, welche über merkwürdige Bücher öffentlich gefällt worden, pp.	Fehlt.
6. Eine zusammenhängende Erzählung der wichtigsten Begebenheiten in der politischen Welt.	Nouvelles politiques.
7. Theatralische Merkwürdigkeiten.	Spectacles (opéra comique), comédie française, com. italienne, concert.
8. Erzählungen einzelner schöner Handlungen, interessanter Anekdoten, seltener Gebräuche, Institute, Gesetze und dergl.	Anecdotes, événements . . .

9. Anzeigen nützlicher, neuer Erfindungen.	Inventions et découvertes.
10. Nachrichten an das Publikum und andere literarische Merkwürdigkeiten.	

Abgesehen von den schon erwähnten Abweichungen und der später zu behandelnden Rubrik „Revisionen“ liegt die direkte Nachbildung auf der Hand. Den Schwerpunkt, der beim „Mercure de France“ damals im Theaterwesen lag, verschob Wieland auf den Artikel: „Vermischte Aufsätze, Beurtheilung neuer Schriften und Revision bereits gefällter Urtheile“ (Vorrede 1773). Wenn wir noch dazu halten, daß Wieland schon sehr bald es wagte, ganze Romane oder Teile von Prosadichtungen in Fortsetzungen erscheinen zu lassen — bei einer Vierteljahrschrift[1]) nicht ohne den berechtigten Widerstand der Leser —, daß er später durch Notenbeilagen und Stiche das Ganze zu beleben suchte, so können wir im Merkur leicht das Urbild der bis auf den heutigen Tag gültigen allgemeinen literarischen Zeitschrift sehen. War auch in Deutschland der „Mercure de France“ und seine Einrichtung nicht unbekannt, so muß man es doch Wieland zum Verdienst anrechnen, daß er den engen Rahmen der Rezensionszeitschrift sprengte, daß er in der Geschichte des Journalismus den entscheidenden Schritt von der Belehrung zur Lektüre, von der Gelehrsamkeit zur Unterhaltung und Bildung tat, indem er diesen lebensfähigen Typus über den Rhein holte und, wie schon die Nachahmungen und Verbesserungen der folgenden Jahrzehnte zeigen, mit dem Merkur den Prototyp für die neue, das Bedürfnis der gebildeten Allgemeinheit befriedigende Zeitschrift schuf.

4. Programmatische Vorläufer im Journalismus des 18. Jahrhunderts.

Die Tatsache, daß hier die Entwicklungslinie des deutschen Journalismus durch einen geschickten Seitengriff in das

[1]) Die ersten beiden Jahrgänge des Merkur erschienen in Vierteljahrstücken.

vorbildliche Frankreich durchbrochen ward, würde ein Suchen nach Vorläufern erübrigen, wenn der Merkur nicht auch in der Geschichte des literarischen Publikums, der Bildung und allmählichen Erweiterung dieses Begriffs an entscheidender Stelle stünde. Von Wielands Programm führen einige deutliche Wege bis in das Literaturalter Gottscheds zurück.

Auf dem bürgerlich engen Boden der moralischen Wochenschrift war dieser vorangegangen. Von seiner ersten Zeitschrift an hatte er ein allgemeines, ungelehrtes — bei den „Vernünftige Tadlerinnen" sogar lediglich frauenhaftes — Publikum vor Augen gehabt. Er war sich der Neuheit seiner Idee so bewußt, daß er in der Vorrede zu den „Tadlerinnen" ihre Unsträflichkeit betonen zu müssen glaubte (Vorrede zur 2. Aufl. 1748, II. 494). „Ich habe mich also bemühet," heißt es dann, „die gemeinsten Sachen auf eine veränderte und neue, und soviel mir möglich gewesen, angenehme Art vorzutragen. Ich habe die Materien vielfältig gewechselt, um keiner Gattung von Lesern einen Ekel zu erwecken. Ich habe mich endlich auch bemühet, deutlich und natürlich zu schreiben, damit mich auch die Unstudierten lesen und verstehen möchten: und mich dünkt, daß ich zum allerwenigsten in diesem Stücke meinen Zweck erhalten habe."

Als er 1751 seine letzte Zeitschrift auslaufen ließ, nannte er sie ausdrücklich „Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" und betonte im Vorwort, er werde nur „die allgemeinen und angenehmeren Teile der Gelehrsamkeit" berücksichtigen. Man werde „von ihnen, so zu reden, nur die Blumen abbrechen und sie also auf ihrer schönen Seite vorstellen". Theologische, juristische und medizinische Schriften wurden deshalb von der Besprechung ausgeschlossen und der vierten Fakultät, „den philosophischen und mathematischen Wissenschaften, der Gelehrten und Weltgeschichte, den Alterthümern, der Beredsamkeit, der Dichtkunst und Critik allein" Raum gewährt. „Außerdem," und damit „schmäu-

chelte“ sich Gottsched, den allgemeinen Geschmack zu treffen, „werden wir uns vor allen Dingen der Mannigfaltigkeit befleißigen und zu dem Ende auch kurzen, poetischen Stücken, die man uns einschicken wird, ferner den Platz nicht versagen“ . . .

Wichtiger für unsere Betrachtung ist jedoch die Tatsache, daß der „Mercure de France“ schon einmal in der ersten Hälfte des Jahrhunderts einer bedeutsamen Zeitschrift als Vorbild gedient hat. Eine Reihe belletristisch produktiver Journale war in ihrem Gefolge aufgetaucht und untergegangen, noch ehe mit Nicolai die Herrschaft der Rezensierbibliotheken begann. Allerdings, niemand würde es den „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ ansehen, hätte der Magister Schwabe es nicht ausdrücklich in der Vorrede zum ersten Stück betont. Aus dem gleichen Vorwort geht aber schon hervor, daß es dem Herausgeber nicht darauf ankam, das weitgreifende Programm des „Mercure“ dem deutschen Publikum aufzudrängen; daß er vielmehr aus der ausländischen Gruppe: „Mercure françois, London Miscellany, Monthly Miscellany, Muses Mercury, Gentlemans Magazin, London Magazin und anderen dergl. Schriften“ die bekannteste herausgriff, um an ihr zu zeigen, daß die Gründung eines produktiven Journals eine Forderung des deutschen Nationalstolzes sei. Mit kluger Abschätzung der geistigen Aufnahmefähigkeit und -willigkeit seiner Zeitgenossen machte er große Striche im Programm des „Vorbildes“, sodaß sich seine Zeitschrift formal nur dadurch von den Wochenschriften abhob, daß sie in wachsend reichem Maße der dichterischen Produktion einer Literaturpartei Platz gewährte. Auch in den Abhandlungen überwogen bald Fragen der Literatur und Poetik.

Wir haben in den „Belustigungen“ das erste belletristische Journal Deutschlands zu sehen. Ihre Abzweigung, die „Bremer Beiträge“, gewährten fast den ganzen Raum der poetischen Produktion. Die große Anzahl von Nachahmungen bildet eine rasch an Wert absteigende Linie,

sodaß Gleim (Schüddekopf, Gleim-Uz 1, 130) schon 1746 über sie zur Tagesordnung überging. Daß die „Belustigungen“ selbst durch ihre Mannigfaltigkeit die Lust zum Lesen angenehmer und nützlicher Schriften sehr ausbreiteten, bestätigt Gellert (Sämtl. Schriften X, S. 38). Die Hauptmasse der Leser saß aber in Leipzig. Die sächsischen Grenzpfähle wurden nicht wesentlich überschritten. Von einer Spekulation auf ein allgemeines Publikum, wie es das Vorbild besaß, konnte damals nicht die Rede sein, weil noch Jahre hingehen mußten, bis die geistige Kultur in Deutschland den Schritt von der hausbürgerlichen zur gesellschaftlichen Lebensanschauung getan hatte, bis der Zwischenraum, der Gelehrt und Ungelehrt, männliche und weibliche Bildung, privilegierte und gedrückte Stände, Autor und Leser trennte, sich da und dort überbrückt hatte.

Das war in weit höherem Maße der Fall gegen Ende des dritten Viertels des Jahrhunderts. Die Zeitschriften hatten an der Bildung des großen Lesepublikums starken Anteil gehabt. Schon um des Jahrhunderts Mitte hatte sich die Distanz zwischen Gelehrten und Ungelehrten beträchtlich verengert. Dem Wissen standen die „Unstudierten“ — Bürger, Adel, Frauen — in verwandeltem Achtungsverhältnis gegenüber. die „Studierten“ kamen ihnen durch Popularisierung reichlich entgegen. In der Vorrede zum „Nordischen Aufseher“ stellte Cramer 1759 lobpreisend den Umschwung fest: „Es ist ein Glück für unsere Zeiten, daß die ernsthaften und schönen Wissenschaften nicht mehr in die Hörsäle und Studierzimmer der Gelehrten verschlossen sind. Sie haben angefangen, das Vergnügen eines größeren Theils der menschlichen Gesellschaft zu seyn; sie haben sich in die große Welt gewagt; der Mann von Glück und Stand glaubt nicht mehr, daß er um so viel vornehmer sey, je unwissender er ist; das Frauenzimmer fürchtet und errötet nicht mehr, bey einem Buche überrascht zu werden; der Kaufmann zweifelt nicht mehr, daß es noch andere vortheilhafte Wissenschaften gebe, als die Kunst zu rech-

nen; und der reichere Künstler untersteht sich mehr zu lesen als die Zeitungen“ (Nord. Aufs. 1759. I, 11—12).

Als Wieland im Jahre 1773 einen „teutschen Merkur“ herausbrachte, durfte er allgemeines Interesse für literarische, moralphilosophische und künstlerische Angelegenheiten voraussetzen und es wagen, mit einschränkender Vorsicht ein Bildungsinstitut aus der Mitte des reifen Nachbarvolks nach Deutschland zu verpflanzen [1]).

5. Die Bedeutung des Merkurprogramms.

Das Jahr 1773 wurde dadurch in der Geschichte des deutschen Journalismus von einschneidender und umwertender Bedeutung. Ein Schriftsteller, der einen auf weitere Gesellschaftsklassen verteilten Leserkreis besaß, als jeder andere zeitgenössische Dichter, stellte den neuen Journaltypus auf. Weit über literarische Zirkel hinaus mußte sein angekündigtes Unternehmen Aufsehen erregen. Dazu kam, daß das Programm eine Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung versprach, deren einzelne Teile bis dahin in Deutschland, jeder für sich, ein besonderes Publikum besessen hatten. Das ideale Programm vereinigte, ohne das Ziel einer derartigen Verschmelzung — die Nachahmung des „Mercure de France“ schließt das ja aus — in monatlich erscheinendem schmalen Bändchen:

1) die erst 3 Jahre alten modischen Musenalmanache: 2) die seit fast 2 Jahrzehnten herrschende Rezensionsanstalt:

[1]) Eine Nachahmung des „Mercure de France“ vor dem Merkur gab Eschenburg in den „Hamburger Unterhaltungen“ heraus (1766/67). Vom fünften Bande an übernahm Wittenberg die Redaktion. Schon die Zeitgenossen lehnen einen Vergleich mit Wielands Merkur ab. Nachbildungen dieses Journals, wie das „Journal für Liebhaber der Literatur“ von Bock und Kütner (1771/72), die „Belustigungen für allerley Leser“ (Leipzig 1773), die „Beiträge zur deutschen Lektüre . . .“ von Thierbach (Leipzig 1773), die „Leipziger Unterhaltungen“ (1774) und etwa die „Breslauer Unterhaltungen“ (1774), dürfen auf irgendwelchen allgemeinen Wert keinen Anspruch machen, erlangten zudem kaum mehr als provinzielle Verbreitung. Von dem gemeinsamen Projekt Nicolais und Boies wird unten noch die Rede sein.

3) philosophische und populärwissenschaftliche Abhandlungen der moralischen Wochenschriften: Broschüre und Flugblatt; 4) unterhaltende und belehrende Dichtung; 5) regelmäßige politische Nachrichten; 6) theatralische Nachrichten, wie sie der Gießener Schmid seit zwei Jahren unzuverlässig besorgte: 7) die Rubrik der Wochenchroniken, die Anekdoten, Erzählung einzelner schöner Handlungen, seltener Gebräuche, Institute, Gesetze und dergl., sowie neue Erfindungen umfaßte.

Durch ein derartiges ungewolltes Zusammenfassen bestehender Beziehungen zwischen Schriftsteller und Publikum wandte sich der Merkur an einen bisher noch nie so weit und allgemein gefaßten Leserkreis.

Die Wandlung, die sich gerade mit dem 8. Jahrzehnt in der deutschen Lesewelt vollzog, eingeleitet durch das Eindringen Wielands in den französierten Adel und die oberen Gesellschaftsschichten, kommt zu einem guten Teil mit auf die Rechnung des Merkur. „Nicht für Gelehrte allein, sondern auch für Damen und Edelleute“ sollte der Merkur „interessant seyn“, hatte F. H. Jacobi gefordert. Gerade in den ersten Jahren achtete Wieland mit voller Berechnung darauf, daß Haltung und Stil seiner Zeitschrift nicht nur der Geburtsaristokratie, sondern auch den Damen sympathisch und verständlich sei. Bald aber fühlte er heraus, daß er die Forderungen des raschen Bildungsaufstieges des Bürgertums nicht übersehen dürfe. So wurde der Merkur die erste Spekulation eines Schriftstellers auf das noch heute in gleicher Zusammensetzung vorhandene, literarisch allgemein interessierte Lesepublikum, eine Spekulation, deren demokratisierende Wirkung mit dazu beitrug, die neue Einheit über und außer den Gesellschaftsklassen zu schaffen.

Die zunächst singuläre und neuartige Erscheinung des Merkur machte bald Schule und wurde das Urbild einer von Jahr zu Jahr wachsenden neuen Gattung von Journalen, die bis gegen das Ende des Jahrhunderts — die exklusiven Horen setzten der demokratisierenden Tendenz

einen Damm entgegen — herrschend blieb. Nachahmungen, die der Erfolg in Mengen züchtete, liefen neben Weiter- und Widerbildungen, die der gleich im ersten Stück zutage tretende Abstand zwischen Plan und Ausführung anregte.

Die Anreihung an die unmittelbaren Journalvorgänger hat den Sprung von kritischer Schulmeisterei zu anregender Lektüre gezeigt. Stellen wir den Merkur in die Weiterentwicklung des Journalismus hinein, so zeigt er sich in einigen wesentlichen Punkten als eine vorwärtsgewandte Grenzerscheinung. Ohne Zweifel lagen die Möglichkeiten einer neuen, größer gesehenen Art der Aufklärung in den abhandelnden Teilen des neuen, größer angelegten, gediegeneren Zeitschriftentyps; ja, er forderte geradezu vornehmere und gebildetere, flüssigere und allgemeinverständliche Aussprache, und es ist festzustellen, daß im Gehäuse der Monatsschrift sich eine reifere Aufklärung heimisch fühlte als in den moralischen Wochenschriften und den Bibliotheken, zumal da der Fortschritt des Journalismus die abhandelnden Partien viel mehr voran stellte als der Merkur.

Zur Führung berufene Köpfe hatten dadurch Gelegenheit, manches, was sonst ungemünztes Gut geblieben wäre, in gangbare Scheidemünze umzusetzen. Andere wurden der Verlegersorgen enthoben, und das dunkle Los des unbeachtet vergilbenden Flugblatts wurde gemindert. Vor allem aber bildete sich der selbständige, in sich abgeschlossene Einzelaufsatz, losgelöst von der Buchkritik der Bibliotheken, mit dem Anspruch ebenso auf ephemere wie auf dauernde Beachtung aus und verlangte Auseinandersetzung mit seiner bewußt individuell ausgesprochenen Ansicht; auch hier im Gegensatz zu den diktatorisch wirkenden Bibliotheken eine individualistische Demokratie des Geistes mit latenten und darum die Allgemeinheit zu scheinbar selbständigen Problemstellungen zwingenden Reizen. Zugleich schuf der sich in Deutschland von der Mitte des siebenten Jahrzehnts an rasch vollziehende Austritt aus den Kinderjahren der öffentlichen Meinung

und der besonders im achten Jahrzehnt ungeheuer anschwellende Strom der Fachzeitschriften, der zahlreiche Kanäle nach den Niederungen der Allgemeinverständlichkeit ableitete, den wechselnden Begriff des Allgemeininteressanten, der schließlich zu einer den Journalismus bestimmenden Macht wurde.

So sehr die Existenz des Merkur eine Vorbedingung solcher Entwicklung war, er selbst wurde in diesem Sinne nicht oft „Zeitschrift". Der von den Vorgängern übernommene Appendix der literarischen Kritik — in einigen Jahren (1776—1778, Merck als Kritiker) bedeutungsvoll für die literarische Stellung des Merkur — und das starke Hervortreten der eignen Dichtungen des Herausgebers — für viele ein Hauptreiz der Zeitschrift und in der Geschichte der schönen Literatur Garantie für einen dauernden Ehrenplatz — drängten schon räumlich die allgemeine Aussprache zurück.

Daneben tat die in Wielands Natur und Entwicklung begründete literarische Einseitigkeit seines Journals das Ihrige, um die folgerechte, von den Zeitbedürfnissen geforderte Weiterentwicklung des Journalismus in andere Hände übergehen zu lassen.

6. „Der poetische Artikel."

Breite öffentliche Aussprache war im Merkur, besonders während der ersten Periode, nicht zu erwarten. Der Hauptreiz und Hauptwert mußte für das Publikum in der engen Beziehung zum Herausgeber liegen. Das Versprechen von 1774 erhöhte die Intimität. Der enge Kreis der Mitarbeiter, deren Blick im ganzen auf literarische Dinge gerichtet war, öffnete kein sonderlich weites Interessenfeld.

So waren es neben der Dichtung auch nur wenige Gebiete des Geisteslebens der Zeit, die in den „Vermischten Aufsätzen" angebaut wurden.

In der Dichtung hatte mit scharfer Kritik der geniale Jahrgang der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen"

eine neue Generation angekündigt. In Göttingen war gleichzeitig ein Bund junger Dichter zusammengetreten. Von beiden hatte Wieland und der Merkur nichts Freundliches zu erwarten. Gerade die ersten Jahre der Zeitschrift umfassen die Periode der Hauptanstürme gegen Wieland, der diesem für alles Ursprüngliche, Volkstümlich-Deutsche begeisterten Geschlecht unsympathisch sein mußte.

Wieland war, das wußte er selbst, „kein Schriftsteller nach der Uhr“ (Vorrede 1773, X). Er hielt es daher für nötig, gleich in der Vorrede etwaige Besorgnis des Publikums über diesen Punkt zu zerstreuen: „Wenn ich anders das, was einige meinen Genie oder meine Laune zu nennen belieben, recht kenne, so werden die Leser des Merkurs (sie müßten denn nur Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lesen wollen) noch ganz erträglich mit dem Herausgeber zufrieden seyn.“

Einem großen Teile des Publikums war Wieland als Verfasser zahlreicher Dichtungen bekannt und lieb. Rasch hintereinander waren, nach der berühmten Häutung, während der Shakespeareübertragung, „Araspes und Panthea“ (1760), „Don Sylvio“ (1764), die „Comischen Erzählungen“ (1765) gefolgt und dann Jahr für Jahr ein Novum: „Agathon“ (1766/67), „Idris“ (1768), „Musarion“ (1768), „Combabus“ (1770), „Diogenes von Sinope“ (1770), „Die Grazien“ (1770), „Der neue Amadis“ (1771), endlich „Der goldene Spiegel“ (1772). Die älteren Werke (bis zum „Agathon“) hatten bereits eine zweite Auflage erlebt, fast alle waren ins Französische übertragen worden, bei einigen hatten Nachdrucke die Verbreitung unterstützt. Man durfte füglich manches Neue erwarten.

Allein der erste Jahrgang war sparsam mit poetischen Gaben. Außer der seit neun Jahren lagernden, in der Nachbarschaft des „Don Sylvio“ und der „Komischen Erzählungen“ gewachsenen, eleganten, etwas anrüchigen und nur kurzen Verserzählung „Aspasia“ „paradierte“ — so meinte Wieland (Ausgew. Br. 3, 163; Denkw. Br. 2, 29) — die gleichfalls kurze höfische Gelegenheitsdichtung: „Die

Wahl des Herkules.“ Dagegen füllten die „Alcestebriefe“, in denen zwar manches Treffliche stand, die aber durch den Ton bescheidener Anmaßung und Selbstgefälligkeit verstimmten. Ebenso mußten die Theaternachrichten und ein großer Aufsatz über einige vorwielandische Alcesten einen zweckmäßigen Hintergrund bilden.

Im Vorwort zum zweiten Stück gab Wieland jenes Versprechen, das das Verhältnis seiner Produktion zum Merkur für mehr als zwei Dezennien regelte. „Die Abderiten“ begannen im zweiten Jahrgang und zogen sich mit ihren Ausläufern bis in das nächste Jahrzehnt hinein (1781). Wir sehen in ihnen den ersten deutschen Roman, der in Fortsetzungen gedruckt wurde. Je nach dem vorhandenen Raum, oft auch, um einen Mangel an Beiträgen zu verbergen, streute Wieland seine „Miscellaneen“ in die Hefte, ein buntes Feuilleton liebenswürdiger Anekdoten und gelehrter Kleinigkeiten. Sein bester lyrischer Wurf, das Gedicht „An Psyche“ schmückte das Aprilheft 1774. Da „Die Abderiten“ nur langsam vorrückten, mußte er, um nicht in den blauen Heften zu fehlen, wieder Altes aus dem Schreibtisch hervorziehen. „Der verklagte Amor“, der 1772 als Anhang zu Werthes „Hirtenliedern“ fragmentarisch gedruckt worden war, wurde rasch zu Ende geführt. Zum letzten Vierteljahrstück (1774) konnte er nur eine Probe aus einer Pliniusübersetzung beisteuern, die er nie weitergeführt hat.

Hatte er den zweiten Jahrgang mit einem witzigen Plaudergedicht auf das neue Jahr eingeleitet, so eröffnete der Vielangefeindete den dritten mit einer bitteren Antwort auf Klopstocks Angriffe in der „Gelehrtenrepublik“ durch das Singspiel „Das Urtheil des Midas“, dessen recht witzlose Satire nur von wenigen verstanden wurde. Dann folgte Schlag auf Schlag: Der „Danischmende“ in unmittelbarem Anschluß an den „Goldenen Spiegel“, die schalkhaft-heitere Verserzählung vom „Mönch und der Nonne“, die daraus auf Anna Amalias Wunsch kantatenartig umstilisierte „Seraphina“ und die launige Götter-

erzählung „Titanomachia“, die nach dem ersten Trompetenruf zur Schlacht abbrach und unvollendet blieb.

Dieses auffallende Durcheinander der Dichtungsgattungen zählt mit unter die Charakteristika der ersten Periode, in der Wieland seinem Amt und dem Hofe viel Zeit opfern mußte und unter seinen gelegentlichen Produktionen nicht viel Auswahl treffen konnte. Anders nach 1775! Nicht allein, weil er nun „vom Hofamt frey“ über seine Stunden mehr verfügte, vielmehr weil er in den Märchen und Verserzählungen das gefunden zu haben glaubte, was die Leser gierig verschlangen, noch mehr, weil es Goethe war, der ihm darin beistimmte und ihn zu neuem Schaffen aufmunterte, bekam seine Produktion im Merkur die nächsten Jahre etwas gradlinig Aufsteigendes.

Was der Merkur sonst an Dichtungen brachte, war nichts Außerordentliches. „Der poetische Artikel.“ schrieb Wieland schon am 12. März 1773 an F. H. Jacobi (Briefw. 1, 111), „wird wahrscheinlich immer sehr mager sein: wir haben keine Dichter mehr; Leyermänner, so viel wie wir wollen .... an Genie, an Gefühl, an Imagination fehlt es uns nicht, aber an Geschmack .... Ihr Knaben hütet Euch, die Schönheitslinie zu verfehlen! möchte ich ausrufen, wenn man mich hören und verstehen wollte!“

Hamilton, Piron, Le Mierre, Dorat, Bonnard und Boufflers stellte Wieland im Epilog zu den „flüchtigen Stücken“ des 1. Bandes als leuchtende Vorbilder auf (1773 I, 33).

Diesen etwas veralteten und unnationalen Ansprüchen genügten nicht allzu viele. Georg Jacobi „und 2 oder 3 andere“ rechnete Wieland selbst dazu (Jacobis Briefw. 1, 111). Georg, der Liebling des empfindsamen Publikums, brachte dem Journal einen angenehm modischen, nicht modernen Einschlag, wie denn überhaupt der ersten Periode der Kontakt mit dem lyrischen Fortschritt fehlt. Während der Wanderer Goethe sein Sturmlied vom Genius dahinbrausen ließ, während Bürger in großem Wurf die moderne Ballade schuf, besang Jacobi hier „Len-

chens und Adelaidens Fächer", „Lilla", „Mademoiselle G." in seinen kleinen, weichen, frauenhaft-formschönen Liedern, bis er sich vom Merkur ab und zu den Frauen in der „Iris" wandte (1774 ff.).

„Pumpernikel oder Ambrosia — von unserm Gleim soll mir alles vollkommen seyn!" so hatte Wieland durch Georg im Januar 1773 geworben (QF. 2, 64); und Gleim stellte sich auch im 2. Jahrgang ein im Gewande des Minnesängers, des Petrarkisten, des Fabeldichters. Nach Lessing und vor Herder vergleicht er in zwei gedrängten Strophen den Tod der Alten und der Neuern, und als „Verfasser des Halladat" steuert er „Herzensgespräche" und Weisheitssprüche des Pythagoras bei. Aus seinem literarischen Schutzgebiete fand sich mit Übersetzungen aus Catull (Epithalamium), aus Petrarca (26. Canzone: An meine Minna) Klamer Schmidt ein. Henrich Wilhelm von Stamford freute sich Wieland als internationale Rarität dem Publikum vorführen zu können durch Übersetzungen aus Lafontaine und Marmontel („Annette et Lubin"). Im letzten Hefte traten via Gleim auch Goeckingk und Wetzel(?)[1]) hinzu. Der französierende Gotter fügte sich diesem Kreise gut ein mit einer meisterhaften Übersetzung von Voltaires „Du und Sie" (1773 IV) und mit der von Wieland gepriesenen und von den Zeitgenossen überschätzten wortreichen „Epistel wider die Starkgeisterey."

Bertuch, unoriginell in eigener Poesie, wielandisierend im „Sprödenspiegel", machte mit „Scipio" und „Polyxena" einen Versuch, das pantomimische Ballett neu zu beleben, ohne den nachbarlich gedruckten Noverre („Alexander und Campaspe") zu erreichen. In Wielands Bahnen bewegt sich auch der alte Götz mit einer kleinen Verserzählung „Palmira". Pathetisch begrüßt die Karschin ein achtjähriges preußisches Prinzeßchen, in geschwollenen,

[1]) Unterzeichnet: W**l. Wetzel war 1775 in Weimar, wo er wegen einer Hauslehrerstelle beim Grafen Görtz vorstellig wurde.

geschmacklosen Versen Campe den neuen Wolfenbütteler Bibliothekar bei seinem Einzug in das neue Amt. Die leidliche Übersetzung der altenglischen Ballade „Der Einsiedler von Warkworth“, die die Zeitgenossen meist Bertuch zuschrieben, und eine Serie recht schwacher Gedichte eines „Braunschweigers“ fallen ihm gleichfalls zur Last. Ein durchschlagender Erfolg war dem aus der Wertherstimmung geschöpften Reitzensteinschen Lied „Lotte an Werthers Grabe“ beschieden, das lange von aller Welt zitiert, gesungen und deklamiert wurde. Das auch im Merkur gedruckte Rühlingsche Gegenstück („Werther an Lotten“ 1775 III, 97) erreichte nicht annähernd die gleiche Beliebtheit [1]).

Spärlich floß die Prosadichtung. Georg Jacobis zarte Graziendichtung „Charmides und Theone“ fand beim Publikum nicht die gewünschte Anerkennung und wurde von Jung Stillings gedrucktem Erstling, der orientalischen Josephnovelle „Ase-Neitha“, an künstlerischer Abrundung übertroffen.

7. Die Kritischen Revuen und „Vermischten Aufsätze“.

„Was die vermischten Aufsätze betrifft,“ heißt es in der Vorrede, „so haben wir uns zum Gesetze gemacht, allem, was sich nicht in seiner Art über das Mittelmäßige erhebt, den Ausschluß zu geben. Dies soll nicht alle Kleinigkeiten ausschließen. Es giebt auch interessante Kleinigkeiten, und bey solchen gewinnt der gute Geschmack und das Herz oft mehr, als bei der schwerfälligen Ernsthaftigkeit, über welche die Langeweile ihre Schlummerkörner ausgestreut hat. Gleichwohl werden diese Aufsätze größtenteils aus solchen bestehen, welche den Verstand denkender oder das Herz empfindsamer Leser

[1]) Der allerdings nicht sehr zuverlässige, aber damals immerhin dem Merkur nahestehende Gießener Schmid spricht in seiner „Literatur der Poesie“ (1775), S. 81 auch von Gedichten Bürgers und Cronegks, die jedoch nicht gefunden wurden. Ein Gedicht Ramlers lehnte Wieland 1773 ab (vgl. Bertuchs Nachlaß Nr. 989).

zu unterhalten geschickt sind. Einige meiner Mitarbeiter werden aus dem Gebiete der Geschichte, andre aus der Naturkunde und Moral-Philosophie, andre aus der Literatur und Kritik Stoff zu Ausarbeitungen holen, welche vielleicht für die Wissenschaften, wenigstens dadurch, daß sie andere zum Denken veranlassen, nicht ohne Nutzen sein werden" (Vorrede, S. IV).

Unterhaltung und Belehrung sollte demnach Hand in Hand gehen. Verstand, d. i. guter Geschmack, und Herz sollten gleichmäßigen Gewinn ziehen. Das Hauptgesetz aber sollte sein, was Voltaire einmal das Gesetz der poetischen Moral nennt: niemals schwerfällig! niemals langweilig! Für Abwechslung sollte gesorgt werden durch Pflege verschiedener Wissenszweige, die zum Teil schon dem Allgemeininteresse nahe standen. Hier galt es für den Herausgeber, „von jedem Ingredienz die rechte Dosis zu treffen", „sich häufig der eignen Lieblingswissenschaften und Ideen zu entäußern" (Hauptgrundsätze Dohms beim Deutschen Museum) und abzuwägen, wie weit die Hauptmasse des so verschiedenartig zusammengesetzten Publikums unermüdet mitgehen könne, wieviel von den einzelnen Wissenszweigen man ihm zumuten dürfe. Nicht jedes der genannten Gebiete stand der modischen Diskussion gleich nahe, nicht jedes wurzelte gleich stark in der Persönlichkeit des Herausgebers.

Dieser verfügte über eine außerordentliche Belesenheit. Die Hauptwerke der damals bekannten Weltliteratur hatte er sich zu eigen gemacht. Auf dem Gebiete der klassischen Altertumskunde war er in seiner Art ein Gelehrter. Man denke an das Füllhorn, das er in Erfurt, wo er aus der Not eine Tugend machte, vor seinen Hörern ausschütten konnte. Der Schritt vom Katheder zum Redaktionstisch war für ihn kleiner als für andere. Ferner kam dem Merkur zugute, daß Wieland von jeher ein fanatischer Erzieher und Bildungsreformer gewesen war, mochten die Ziele auf ästhetischem, religiösem, staats- und fürstenrechtlichem oder im engeren Sinne moral-

pädagogischem Gebiete gelegen haben. Auch lag es in seiner Natur, überall die Brücke von der Wissenschaft zum Menschen zu schlagen. Nirgends war er strenger Forscher, immer nachfühlender Eklektiker, der aus methodischen Ergebnissen das Allgemein-Interessante abstrahierte und mit dem Stempel des Menschlichliterarischen versah. Die Fähigkeit, aus den heterogensten Dingen Etwas zu genießen, machte ihn zu einem der feinsinnigsten Nachempfinder und Kritiker geistiger Strömungen seiner Zeit.

Gerade diese Eigenschaft eines Nicht-Programmatikers mußte ihm als Redakteur zustatten kommen. Wohl bewandert in der Geschichte der Philosophie war er sensualistisch-empirischer Psycholog, Anhänger einer systemlosen „Erfahrungsseelenkunde", soweit er nicht in der Kunst schöngeistiger Formulierung der Weisheit Philosophie sah. Auch hier machte ihn die Richtung auf das „Nützliche" trefflich geeignet für ein allgemeines Journalpublikum.

Ferner lagen ihm naturwissenschaftliche Fragen. Sein eigenes Interesse ging nur auf einige philosophisch-historische Grenzgebiete kosmogonisch-theologischer Art, wie sie im neunten Jahrzehnt die journalistische Diskussion bewegten.

Viel näher stand er der Politik.

Politische Fragen waren in Deutschland zur Zeit der Merkurgründung allerdings noch nicht öffentlich diskutabel, soweit sie konkrete Staatsverhältnisse zur Unterlage hatten, wenn auch an Stelle stumpfer Kritikenthaltung große Fragezeichen getreten waren, die einer Antwort vor der Öffentlichkeit entgegensahen. Erst Schlözer und Iselin schafften hier Wandel [1]). Daneben machte sich seit Justus

[1]) Iselins „Ephemeriden der Menschheit", eine Nachahmung der Pariser „Ephemerides du citoyen", verbreiteten eine Mischung von Montesquieus Ideen und den Problemen der Physiokratie, waren aber in der Wirkung nicht entfernt zu vergleichen mit den Schlözerschen Zeitschriften („Briefwechsel" 1776 ff.; „Staatsanzeigen" 1782 ff.), die bei ge-

Möser und Thomas Abbt eine Strömung geltend, die dem Politischen eine nationale Richtung zu geben bemüht war und Kosmopolitismus und Partikularismus zu überwinden suchte (von Moser, Goeckingk).

Wielands politischer Standpunkt läßt sich nicht mit einem Schlagwort zusammenfassen, wenn er auch in den Jahren zwischen dem „Goldenen Spiegel“ und dem Ausbruch der französischen Revolution keine wesentlichen Wandlungen erfuhr. Seine Anschauungen hoben sich sachlich in keiner Weise über die der gebildeten, aufgeklärten vorsichtigen Theoretiker des 18. Jahrhunderts hinaus, die in dem Wohlfahrts- und Polizeistaate des „despotisme éclairé“ die Lösung der Verfassungsfragen erblickten. Der Rousseauische Rechtsstaat, die Volkssouveränität mit repräsentativen Formen, war ihm unsympathisch, weil er sein Fundament, den „Contrat social“, verwarf, ebenso das „c'est moi“ des absolutistischen Staatswesens. Zu einer öffentlichen Anerkennung des Wertes der englischen Konstitution, deren Grundsätze ihm durch Montesquieu wohl vertraut waren, brachte ihn erst die französische Revolution.

In Fragen der Volkswirtschaft und Staatsverwaltung hatte sich Wieland in den „Königen von Scheschian“ im ganzen für das physiokratische System gegen den Merkantilismus entschieden, indem er als unselbständiger Eklektiker den Standpunkt seiner Gewährsmänner Sonnenfels und Justi teilte, ohne jedoch vollständig von ihnen abhängig zu sein (Roscher, Gesch. der Nationalökonomik, S. 474 ff.; Vogt, Wielands goldener Spiegel, S. 80).

In kirchenpolitischen Fragen — die Diskussion über den „liber singularis“ [1]) erregte damals noch ganz

legentlichem Absatz von 4400 Exemplaren als ein öffentliches Beschwerdebuch der Zeit im ganzen zwar zerstörend wirkten, dabei aber das politische Interesse weckten, nährten und steigerten und die öffentliche Aufmerksamkeit auf bisher unbeachtete Mißstände lenkten. Erst während der Revolution schnitt deren Wirkungskreis einigemal den des Merkur.

[1]) Des Just. Febronius (Nik. v. Hontheim) gegen die Monarchie des Papstes gerichtetes Buch: De statu ecclesiae et legitima potestate Ro-

Europa und die Entscheidung über das Schicksal des Jesuitenordens stand nahe bevor — hatte Wieland im „Goldenen Spiegel“ den Toleranzstandpunkt betont, hatte den Nützlichkeitswert der Staatsreligion auf der einen Seite herausgehoben, auf der andern den Dualismus von Kirche und Staat verworfen und als Feind der Hierarchie die Kirche dem Staat untergeordnet. Als entschiedener Gegner des Priester- und Mönchtums, der „Bonzen, Fakire und Derwische“ war Wieland-Tifan bekannt. Auch hatte er seine Sympathie für das deistische Glaubensbekenntnis des savoyischen Priesters aus dem „Emile“ offen ausgesprochen.

Aus praktischen Gründen schaltete er konfessionelle Fragen im Merkur von vornherein aus. Ein Hauptgesetz solle sein, „alles was irgend einer in Deutschland recipirten Religion anstößig sein könnte, zu vermeiden.“

Die historischen Wissenschaften, die gerade in jenen Jahren bedeutende Vertreter an der Göttinger Universität hatten, waren als allgemeiner Interessenstoff im Geistesleben noch nicht vorhanden. Eine eigentümliche Zusammensetzung, die man „Geschichte der Menschheit“ nannte, stand dagegen mit im Brennpunkt wissenschaftlicher Aufklärung. Goguet, Zambaldi, Ferguson und Iselin hatten in den Kultursprachen das Thema ganz oder teilweise zu umspannen gesucht. Wieland selbst war auf diesem Gebiete wohlorientiert; hatte er doch Iselins Buch seinen Erfurter Vorlesungen zugrunde gelegt und sich selbst länger mit dem Gedanken an eine „Geschichte des menschlichen Geistes“ getragen. Von exakter Geschichtsforschung hatte er keine hohe Meinung und war jederzeit geneigt, weltgeschichtliche Geschehnisse als Belege der Morallehre auszubeuten.

Einen freimütigen Standpunkt wählte er gegenüber Problemen der Kunst, indem er im Gegensatz zu Winckel-

mani pontificis liber singularis ad reuniendos dissidentes in religione christianos compositus. Frankf. a. M. 1763.

manns einseitigem Hellenentum sich seine subjektiven Reaktionen allein zum Maße nahm.

In Fragen des Lebens war Wieland ganz ein Sohn des rationalistischen Jahrhunderts, der durch vernunftgemäße Aufklärung und Kampf gegen deren Feinde das Wohl des Einzelnen wie der ganzen Menschheit zu fördern bemüht war. Seine bewundernswürdige Schnelligkeit im Aneignen und Verarbeiten neuer Ideen, die seinem Journal oft zu gute kam, war jedoch zum Teil begründet in einem Mangel an einheitlicher Leidenschaft und abstoßender Kraft. Daß er in Zeiten aufeinanderprallender programmatischer und dogmatischer Gegensätze den goldenen Mittelweg der gesunden Vernunft einschlug, schaltete ihn als treibendes Moment zumeist aus. „Die Diagonallinie der goldenen Mitte“ (vgl. 1778, IV, 284) konnte Wieland nicht oft genug empfehlen. Auch Goethe und Schiller heben diese Schwäche an ihm hervor. Immer hielt er sich die Weisheit vor Augen: „Toutes les choses d'ici bas ont deux faces“ (Denkw. Br. 1, 110). Auch öffentlich (1801, 256) erklärte er für „ein wesentliches Stück seiner Individualität“ die „natürliche Geneigtheit, alles (Personen und Sachen) von allen Seiten und aus allen möglichen Gesichtspunkten anzusehen, und einen herzlichen Widerwillen gegen allzu einseitiges Urtheilen und Partheynahme. Es ist mir geradezu unmöglich, eine Parthey gleichsam zu heyrathen.“ Aber auch die schädliche Seite dieser in seiner Natur begründeten Maxime verkannte er nicht: „Ich habe das Unglück, unter die Lauen zu gehören,“ schreibt er im September 1776 an den Musiker Kayser, „die von den Warmen und Kalten ausgespien werden.“

So war er auf der einen Seite geboren zu einem klugen, konzilianten Redakteur, auf der andern vollständig mißgeschaffen zum Parteihaupt. Er selbst wußte und beklagte das wiederholt, und die ganze Geschichte des Merkur ist ein Zeugnis dafür.

Besonders zeigt das die erste Periode, in der alle Anläufe, den obersten Richterstuhl in der literarischen Kritik

zu besetzen, mißglückten, jeder Versuch, den für jene Zeit zu weit gefaßten Plan im Großen auszuführen, scheiterte, und schließlich ein Rückzug auf die Interessengebiete eines viel engeren Leserkreises notwendige Folge wurde.

Die geplanten Revuen.

Mehr aus den Werbebriefen als aus dem Programm läßt sich ablesen, daß es in Wielands Sinne gewesen wäre, neben den produktiven Teilen seiner Zeitschrift ununterbrochen fortlaufende Revuen des geistigen und politischen Lebens zu liefern. So war es für Philosophie, deutsche, französische, englische, italienische Literatur gedacht: ähnliches schwebte für die „Annalen des helvetischen Geistes" vor. Die Schauspielkunst sollte besonders vertreten sein durch „eine Art allgemeiner Ephemeriden des Theaters." Wir sahen schon, daß es nicht gelang, für das philosophische Fach einen Vertreter zu finden. Ebenso gingen die englische und die italienische Literatur leer aus. Nicht viel besser stand es mit dem „Raisonnement über die historische Literatur in Deutschland", das Meusel mit fast bibliographischer Trockenheit lieferte, mit Seitenblicken auf die Überlegenheit Englands und Frankreichs und nicht ohne Schärfe gegen die Göttinger. Sein Bericht war kaum lesbar. Das abfällige Achselzucken der Göttinger und das begeisterte Lob Schirachs bewerten ihn zur Genüge. Dennoch drängte Wieland um eine Fortsetzung, da er die Rubrik aufrecht erhalten wollte. Aber Meusel schwieg wohlweislich. Auch die trockenen „Briefe über die neuesten Schriften der Naturgeschichte" des Diakonus Schröder fügten sich schlecht in den Rahmen des Merkur, und Wieland tat gut, den Artikel fallen zu lassen.

Die Theaterkritik hielt nach lehrhaft historischer Einleitung unter Deklaration des Theaters als moralisches Institut nicht, was sie versprochen hatte. Denn nachdem Wieland nicht ganz uneigennützig in den beiden ersten Stücken die Aufmerksamkeit der Leser auf weimarische Theaterverhältnisse und besonders auf seine „Alceste" ge-

richtet hatte, ließ er sie wieder einschlafen. Eineinhalb Jahr später übertrug er Schmid, der in Theaterverhältnissen nach seiner Art recht bewandert war, das Fach und die Verantwortung, und von da an liefen ein Jahr hindurch nicht sehr geistreiche, auch nicht immer zuverlässige Nachrichten über die Wanderungen der deutschen Truppen, die Schicksale einzelner Schauspieler, neueste Bühnenstücke und kurze Revuen theaterkritischer Zeitschriften und Almanache. Wielands Bemühungen, Gebler zu Briefen über das Wiener Theaterleben zu veranlassen, scheiterten[1]) gleich dem späteren Versuch, durch den Exjesuiten Anton v. Klein, ja, durch H. W. v. Dalberg[2]) selbst, Berichte über das Mannheimer Theater zu gewinnen.

Daß Wieland auf den politischen Artikel großen Wert legen würde, wäre von ihm, als dem politischsten Kopf unter den deutschen schönen Geistern seiner Zeit, anzunehmen gewesen. Allein der Mann, der von dem Schülerdiktat seiner Züricher Abschiedsrede an bis zu dem wichtigen Erziehungsplan für den jungen Carl August den pädagogischen Wert politischer Bildung so stark betont hatte, versagte in den vorrevolutionären Jahren zunächst ganz auffallend. Um dem kaum erwachten politischen Sinn des deutschen Volkes befreiende Richtlinien zu geben, dazu hätte es des derben Freimuts eines Schlözer bedurft.

Dem „Mercurio politico“ beschnitt er von vornherein die Schwingen durch seine Losung: nur keinen Anstoß, kein Ärgernis bei Fürsten, Ministern, Zensoren und Konfessionen! „Möchte der Verfasser des politischen Artikels Macchiavell selbst sein, sobald er in Teutschland und in einem teutschen Merkur schreibt, muß er die Hörner einziehen und bloßer Annalist sein.“

[1]) Erst 1780 schickte Gebler mit Anspielung auf Wielands einstige Aufforderung ziemlich schematische Nachrichten, die Wieland aber nicht nutzte (vgl. Böttigers Nachlaß h. 43^{II}, 5, Brief vom 1. Nov. 1780).

[2]) Vgl. Allg. Ztg. 1878, Beilage 213, S. 3135. Daß es Wieland um Reklame für seine „Rosamunde“ zu tun war, beweist die Zeit dieser beiden Werbungen.

Der Vertreter des Faches schwang sich daher nur in der Einleitung zu einer allgemeinen Betrachtung in Wielands Sinne auf. Er „möchte mit jedem Schluß des Jahres seine Leser überzeugen können, daß die einzige wahre Grundfeste der Glückseligkeit aller Staaten, die Moralität der Menschen, um ein Merkliches sich gebessert habe.“ Die Geschichte ist ihm wie Wieland Dienerin der Ethik und die Geschehnisse sind Belege von Morallehre, Beispiele von Großmut und Gerechtigkeit, Wohltätigkeit, Menschenliebe (1773 III, S. 291).

Nach einem einführenden allgemeinen Blick auf die ganze gegenwärtige Staatsverfassung von Europa bewährt er sich als „Annalist“. Der Mangel an politischem Raisonnement, das allein dieser vierteljährlich verspäteten Neuigkeit Reiz und Daseinsberechtigung verliehen hätte, macht den Widerspruch mancher Leser begreiflich und veranlaßte Wieland, schon im zweiten Jahrgang auch diesen Artikel eingehen zu lassen. Ein neuer Versuch mit dem rascheren Tempo der Monatsrevue, den er vom Oktober 1775 an einschlug, brachte fingierte (oder übersetzte?) Korrespondenzen aus aller Herren Länder. litt aber an der gleichen Bekenntnisarmut.

Bei der Neuorganisation des Merkur 1776 wurde dieser monatliche Bericht, obwohl ihn Wieland selbst als wenig lesenswert bezeichnete, noch ein Jahr beibehalten: bis von 1777 an Dohm in unregelmäßigen Abständen seine „Neuesten politischen Gerüchte“ lieferte, in denen er „die merkwürdigsten Vorgänge des Jahres wieder in die Imagination zurückrufen“ und „dem Zeitungsleser allenfalls einen interessanten Gesichtspunkt anweisen“ wollte. Der Merkur verdankte die ausgezeichneten Dohmschen Aufsätze der Zaghaftigkeit Boies, der sie für das „Deutsche Museum“ wegen seiner intimen Beziehungen zu englisch-hannoverischen Offizieren ablehnte. An eine dauernde Arbeit Dohms war gar nicht zu denken, da er selbst Mitherausgeber des Konkurrenzunternehmens war. Daher ließ Wieland nach Dohms Ausscheiden den politischen Artikel

ganz eingehen; mit Recht, denn schon seit zwei Jahren hörte man auf Schlözers Stimme („Briefwechsel“ 1776 ff.).

So löste sich auch die politische Revue für immer in gelegentliche Einzelartikel auf. Politische Bedeutung gewann der Merkur erst 1789—1792 durch des Herausgebers Aufsätze zur französischen Revolution.

Trotz dieser mißglückten Anläufe darf bei der Beurteilung der politischen Revue eines nicht unterschätzt werden: die formale Bedeutung. Zum erstenmal wurde in einer großen Zeitschrift das Experiment gemacht, regelmäßige Überblicke über die politische Lage der zivilisierten Welt zu geben, ein Versuch, der gerade darum so merkwürdig ist, weil er in der Zeit vor der Revolution so gut wie keine Nachfolge fand.

Von den geplanten Revuen hielt sich allein die literarische Kritik. Aber selbst diese wechselte in den drei Jahren öfter Form und Umgrenzung.

Der „kritische Artikel“.

Das Handwerksmäßige der literarischen Kritik, das sahen wir schon, war für Wieland nichts Neues. Ja, wie es scheint, stand er zu den Erfurter gelehrten Zeitungen in den Monaten der Merkurgründung noch in gelegentlichem Rezensentenverhältnis (Prolegomena, Nr. 189). Seine Tätigkeit an diesem kritischen Journal richtete sich fast ausschließlich auf schöne Literatur und Künste, gelegentlich auch Moralphilosophie. Dem allgemeinen Charakter des Merkur entsprechend mußten gerade diese Gebiete am ausführlichsten berücksichtigt werden, und es war anzunehmen, daß das neue Journal in der Zeit der kritischen Windstille nach Lessing und Herder, die die „Frankfurter“ eben stürmisch, aber nur kurz unterbrochen hatten, in Fragen des Geschmacks eine führende Stellung anstreben würde. Denn, wenn auch der Merkur im ganzen produktiven Charakter trug, und Jacobi ihn ausdrücklich „kein allgemein kritisches Journal“ nannte, so rechnete doch Wieland die kritischen Teile unter das, „wodurch

sich der Merkur dem Publico vorzüglich empfehlen“ werde (Dezember-Avertissement), und der Ton der Vorrede ließ keinen Zweifel darüber, daß Wieland ein Geschmackszentrum zu schaffen trachtete.

Der Versuch scheiterte. Einmal an dem Mangel eines kräftigen kritischen Verwalters des „teutschen Parnasses“, der den Herausgeber zu einem gefährlichen Notgriff zwang, mehr noch an der Opposition einer jungen, unter Stürmen heranreifenden Poetengeneration.

Der kritische Artikel sollte nach dem Dez.-Av. in drei Arten auftreten: „1) Kurze Anzeige der merkwürdigen neuen Bücher, welche ganz neuerlich in allen Theilen von Europa, besonders in Teutschland, herauskommen. 2) Umständliche Beurtheilungen neuer Bücher. 3) Revisionen partheyischer u. s. w. Urteile.“

Die angekündigte Kritik, besonders die Revision, erweckte Befürchtungen und Widerspruch. Wieland hielt es daher für notwendig, in der Vorrede zum ersten Band seinen kritischen Standpunkt zu begründen. Er und seine Konföderierten hätten einen Bund geschworen, „der Wahrheit und Pop's(!) Essay on Criticism getreu zu bleiben, es entstehe daraus, was entstehen kann.“ Bescheidenheit und Aufrichtigkeit der Kritik wird zugesichert und — hier redet Pope wörtlicher —: „Nur gute Schriftsteller verdienen eine scharfe Beurtheilung, denn an ihnen ist alles, bis auf die Fehler selbst merkwürdig und unterrichtend.“ Die, welche eine Schulkritik fürchteten, beruhigte Wieland: „Unser Tadel wird daher öfter den Ton des Zweifels, der sich zu belehren sucht, als den herrischen Ton der Unfehlbarkeit haben, die ihre Richtersprüche wie Orakel von sich gibt. Wir wünschen dem Deutschen Merkur das Ansehen des Areopagus zu Athen zu erwerben, welches nicht auf Gerichtszwang, sondern auf dem Ruhm der Weisheit und Unbestechlichkeit gegründet und so befestigt war, daß Götter selbst keine Bedenken trugen, ihre Fehden von diesem ehrwürdigen Senat entscheiden zu lassen.“

Noch ausführlicher glaubte Wieland den Revisionsartikel einführen und rechtfertigen zu müssen. Mit scharfen Worten wandte er sich gegen die „Nachlässigkeit und nicht selten auch die Partheylichkeit der Kunstrichter und deren Ausbeutung durch anmaßliche Demagogen“, die zu einer demokratischen Verwirrung der Gelehrtenrepublik geführt habe, während deren Verfassung ihrer Natur nach aristokratisch sein müsse. Dagegen gebe es nur ein Heilmittel: Revisionen, Kritik der Kritik, „eine Art literarischen Revisionsgerichtes, worin über Beurtheilungen geurtheilt und was von anderen gelehrten Richtern versehen oder gesündigt worden, vergütet oder gerügt“ werde.

In längerer Abschweifung wies Wieland den möglichen Vorwurf von sich, daß er die Absicht habe, den Merkur auf diese Weise zum „Oberrichter“ über die deutsche Literatur zu machen. Er glaube vielmehr eine Art Mission zu erfüllen, wenn er die „beynahe allgemeine Willkürlichkeit des Geschmackes in Deutschland“ vermindern und das Publikum, dessen Stimmrecht er keineswegs antasten wolle, zu einer größeren Gesamtreife und Sicherheit in „criticis“ (das englische Volk wird als Beispiel angeführt) erziehen helfe.

Der Revisionsartikel war dem „Mercure de France“ fremd; naturgemäß: an Stelle Englands hätte Wieland auch Frankreich als ein Gemeinwesen von ästhetischer Kultur heranziehen können.

Man muß annehmen, und die ernsthafte Breite der Ausführungen spricht dafür, daß Wieland von der Wichtigkeit dieser selbstgewählten Mission ganz erfüllt war, und man darf sich deshalb um so mehr wundern, daß aus dem ganzen Artikel nichts Rechtes geworden ist. In demselben ersten Merkurstück, das in seiner Vorrede die Einführung des Artikels brachte, klappte hinten ein „An die Leser des Merkurs“ nach, das wesentlich anders klingt: vielleicht fände sich in einem Jahrgang nicht dreimal Gelegenheit zu einer „Revision in forma“: es gebe bisweilen Anlaß, einen Kopf im Vorbeigehen zurechtzusetzen: Makulatur-

schreibern wie den Herausgebern der Lemgoer „Auserlesenen Bibliothek“ werde man die erhoffte Ehre nicht erweisen. Auch hielt Wieland, vielleicht mehr aus Furcht vor Fehden und Zänkereien, fertig liegende Revisionsartikel Mercks und Jacobis zurück. Er wollte um jeden Preis verhüten, daß Gezänk seine Blätter fülle. Die von den „Göttinger Gelehrten“ begrüßte Revision aber war ein Wagnis in dieser rechthaberischen, urteilsraschen und -unreifen Zeit, und Wieland hatte keine Kritiker von der Schärfe Lessings oder der Wucht Herders zur Verfügung und kannte anderseits seine Reizbarkeit und Laune genugsam, um einzusehen, daß dieser gefährliche Artikel auf ein Minimum reduziert werden müsse. So brauchte die „levis turba“ die „aurea virga“ weder zu fürchten, noch durfte sie allzuviel von ihr hoffen.

Denn mit dem Fach der literarischen Kritik war der Gießener Professor Schmid nach mancher nützlichen Vorsichtsmaßregel betraut worden. Wieland wünschte, neben größeren zusammenhanglosen Besprechungen einzelner wichtiger Bücher, wie in den politischen Angelegenheiten eine „succincte Erzählung“. Er verlangte von seinem Mitarbeiter mehr als dieser vermochte: „Leichte Plaisanterie, gründliche Kritik, aber nicht schwerfällig; scharf, aber nicht beißend; lebhaft aber dezent; kurz, reifes Urteil und guten Ton.“

Schmid konnte dagegen nur seine, besonders bei seinem augenblicklichen Rufe durch nichts gerechtfertigte schale Dreistigkeit ins Feld führen. Damit vermochte er weder das literarische Publikum, noch — und das war für ihn gefährlicher — Wieland zu befriedigen. Vom zweiten Stücke lieferte er seine „Kritischen Nachrichten vom gegenwärtigen Zustande des teutschen Parnaß“. Wielands Zusätze beanspruchten die gleiche Seitenzahl, übertrafen bei der zweiten Fortsetzung bereits Schmids Artikel um das Doppelte und wurden zur ständigen Rubrik, in der Wieland sich gründlich „expectorierte“. In diesen, gegen die Mitarbeiter oft taktlosen Zusätzen steckt ein guter Teil der literarischen Tendenz des Merkur.

Neben dieser großgeplanten Revue führte Wieland im Anfang des zweiten Jahrgangs die von vornherein versprochene Kritik einzelner Bücher ein. Das 1774 I 322 begonnene „Verzeichnis neuer Bücher aus allen Wissenschaften“ sollte „weder kritische Wälder noch magere Inhaltsanzeigen“ enthalten, sondern eben „raisonnierendes“ Verzeichnis sein. Denn die Artikel habe er „nicht um der Gelehrten, sondern um der Dilettanten willen“ eingerichtet und einigen Gelehrten überlassen, die sich im Besitz einer wohlerworbenen Achtung des Publikums befänden. Er selbst übernehme nur für die mit „W.“ unterzeichneten Stücke die Verantwortung.

Diese Neuerung bedeutete einerseits einen schematischen Rückschritt zu dem polyhistorischen Rezensiersystem der „Bibliotheken“: Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, Arzneiwissenschaft, historische Wissenschaften, Dichtkunst und schöne Literatur, mathematische Wissenschaften, Kriegswissenschaften, Ökonomie-, Kameral- und Finanz-Wissenschaften, Naturlehre und Naturgeschichte, Grammatik, Philologie, Kritik, Übersetzungen mußten aufmarschieren, und was sich nicht rubrizieren ließ, wurde in den „Vermischten Anzeigen“ angehängt. Anderseits ersetzte sie die mißglückten Einzelrevuen zum Teil, mochte vielen Lesern angenehm sein und manchem die Bibiothek entbehrlich machen.

Wieland verwandte kaum so viel Zeit auf eine Einheitlichkeit in der Kritik, als Nicolai und die Frankfurter.[1]) Auch ließ er die Einteilung nach Disziplinen bald zu

[1]) Nicolai korrigierte die Einsendungen mit unermüdlicher Sorgfalt und stutzte sie so zurecht, daß sein ganzes Journal wie von einer einzigen universellen Feder verfaßt zu sein schien. Die Methode der Frankfurter ist uns aus Goethes „Dichtung und Wahrheit“ bekannt. Daß Wieland die eingesandten Kritiken einer Gesamtrevue unterzog, ist nicht anzunehmen. Daß er stilistische Änderungen machte, Sätze oder Abschnitte strich und bisweilen eine ganze Kritik zurückschickte, läßt sich aus einigen gesicherten Fällen verallgemeinern. Lieber aber schrieb er eine Fußnote. Aber auch das im Raison. Verz. selten.

Gunsten eines bunten Durcheinander fallen. Seine eigene Tätigkeit an diesem Artikel war nicht umfangreich, beschränkte sich jedoch nicht auf das Gebiet der schönen Künste und der Popular-Philosophie. Wir hören den früheren Biberacher Kanzleidirektor auch kundig sich äußern über Polizei des Kornhandels (1774, I, 350), über Finanzwesen (1774, I, 352), Städtebau und Gartenkunst. Den Hauptanteil aber nahm er natürlich an den schönen Künsten. Auch soweit er hier die Kritik nicht selbst ausübte, war es ihm doch leicht, sie zu lenken durch die Wahl der Rezensenten, Auslese der zu besprechenden Werke und durch Winke und Wünsche, die er den Mitarbeitern gab.[1])

[1]) Obwohl Wieland in der Einführung des kritischen Artikels sagt, nur die mit „W." unterzeichneten Besprechungen könnten auf sein Konto fallen, so hat doch schon Düntzer auf Grund sonstiger Ungenauigkeiten in der Signierung sich berechtigt geglaubt, eine größere Anzahl nicht unterzeichneter Rezensionen in die Werke (Hempel) aufzunehmen. Seuffert hat sie in den Prolegomenis alle verzeichnet, mit Fragezeichen versehen und Eignes dazu bemerkt. Ich möchte noch über Seufferts Skepsis hinausgehen und fast alle Fragezeichen aufrechterhalten. Seuffert läßt (Prolegomena Nr. 276) die Frage offen, ob etwa das Gesetz der W.-Signierung nur für die erste Gruppe der Besprechungen Geltung habe. Dagegen scheint zu sprechen, daß Wieland am 2. September 1776, also fast drei Jahre nach der ersten Aussage im Merkur an Wetzel schreibt: „Ich mache keine Recensionen im Merkur, wo ich mein gewöhnliches Handzeichen W. nicht daruntersetze" (Freundesgaben für C. A. H. Burckhardt, S. 103 f.). Vielleicht darf man auch eine Briefstelle an Jacobi, dem er wohl nichts zu verheimlichen hatte, heranziehen (Briefwechsel 1, 176 f.): „Goethens Clavigo habe ich nun gesehen. Wenn ich nicht selbst Autor wäre, so könnte ich den Kunstrichter von Profession spielen, und als solcher wollte ich einem ehrsamen Publico leicht beweisen, daß ...."

Dem gegenüber erscheint es auffallend, daß Wieland in seiner eigenen Zeitschrift die Rezension von Werken wie „Clavigo", „Menoza", „Werther", der „Gelehrtenrepublik", der „Laidion" u. a. andern überließ. Wenn er nach 1775 als Rezensent nicht oft hervortrat, so lag das an der Assistenz Mercks. Für die erste Periode kennen wir den Hauptrezensenten der schönen Literatur nicht. Aber ebensowenig die Kritiker in den andern Disziplinen. Genügt es da, aus der „Gleichheit der Sache" (Prolegomena Nr. 276) mit einem bezeugten Urteile des Herausgebers dessen Verfasserschaft abzuleiten? Ich glaube: nein. Warum sollte denn zu dem von Seuffert angeführten Beispiel nicht T. M. 1774

Daß die Merkurkritik, zumal der angekündigte Revisions-Artikel besondere Gewähr für einen literarischen Frieden bieten würde, wurde wohl von keiner der Parteien und „Coterien“ angenommen. Überall erwartete man Wielands Stellungnahme mit Spannung. Weiße prophezeite: Zänkereien würden die Blätter füllen; Boie, es werde sehr

IV 224 gehören? Warum zu Seuffert Nr. 256 nicht der dritte Teil: T. M. 1774, III, 224? Auch „Gleichheit des Sinnes“ (Prolegomena Nr. 276) kann durch ein brieflich gewünschtes Urteil vorgezeichnet sein. Die wenigen erhaltenen Briefe zeigen dazu Beispiele. Auch daß ein Rezensent zurückblätterte, ist begreiflich. Vergleiche mit gleichzeitigen brieflichen Äußerungen könnten Anhaltspunkte für Wielands Autorschaft geben; denn, wenn auch die Briefkritiken leidenschaftlicheren Charakter haben als die gedruckten, so kann sich doch Wielands Temperament auch dort nicht verleugnen. Aber gerade Denkw. Br. 2, 37 (betr. Geblers Adelheid von Siegmar) scheint mir im Tone nicht für Wieland als Verfasser der entsprechenden Kritik zu sprechen. Dazu unterscheidet dieser (Denkw. Br. 2, 40) ausdrücklich zwischen seinen Urteilen über Gebler „in den ersten Theilen des Merkurs“ (1773, II, 210 ff.) und denen seiner Kritiker.

Wer sind diese Kritiker, wer die Gelehrten, die sich nach Wielands Aussage „im Besitz einer wohlerworbenen Achtung des Publicums“ befanden? Der Mangel an erhaltenen Briefen braucht nicht unbedingt auf Stadtnachbarschaft zu weisen, obwohl Wieland diese sicher, wie in späteren Jahren, genutzt hat (Diakonus Schröter für Naturwissenschaftliches, der ältere Hufeland und Dr. Buchholtz für Medizinisches u. a.). Die Erwerbung des Gießener Schmid kam über Meusel hinweg zustande. Vielleicht ging der später nötige Briefwechsel denselben Weg. Wenn nicht, so wäre es kein Wunder, wenn Wieland alle Zeugnisse seiner Verbindung mit diesem verdächtigen Verwalter des Merkurparnasses vernichtet hätte.

Es bleiben demnach zur Prüfung von Wielands Autorschaft nur stilistische Argumente. Hier zeigt sich bei Prolegomena Nr. 302—309 ein greller Unterschied zwischen den beiden letzten Unterzeichneten und den Vorhergehenden. Wielands atemraubender Periodenbau, seine Liebe für sinnverwandte Anhäufungen, die Neigung zu kleinen eitlen Abschweifungen finden sich in allen bezeugten Rezensionen mehr oder weniger; in ähnlicher Weise unter den Nichtsignierten nur bei der Kritik von Blankenburgs „Versuch über den Roman“ (1774, III, 351) und in der Rezension des zweiten Teils des „Tob. Knaut“ (1774, III, 361). Alle übrigen erscheinen mir teils zu dürftig, teils auch zu harmlos neben den bezeugten.

wider Klopstock hergehen usw. (Wagner 1, 46). Ganz vereinzelt eine zuversichtliche Stimme! Der Wiener Tobias Sattler schloß sein Buch: „Bemerkungen über die neue deutsche Kritik“ (Wien 1773) mit der Hoffnung auf eine Regeneration durch den künftigen Merkur. Er sollte am spätesten Recht bekommen.

Wielands vorbereitender Briefwechsel beweist, daß er gründlich darauf bedacht war, seine Abneigungen kund zu tun. Der erste Schlag sollte gegen die moderne Lyrik geführt werden. Gotter sollte helfen, daß dem Froschgeschmeiß auf eine oder die andere Art ein Ende gemacht werde und die guten Köpfe erweckt würden, was anderes als Lieder (!) zu machen. Opitzens, Canitzens, Hagedorns, Liscows Seelen solle Gotter in parodisch-aristophanischer Szene aus dem Hades heraufbeschwören als Geschmacksvorbilder für die „Harfenschläger“ und „Leyermänner“, die „Dichterlinge“, die „Knaben“ (Allg. Ztg. 1878, 211; 21. Januar 1773). Die Gotterschen Hadesszenen mit den Froschchören kamen nicht zustande. Dafür mußte Schmid im „Parnaß-Artikel“ einen Feldzug gegen die Barden und Skalden führen. Wieland begleitete ihn mit seinen verfänglichen Zusätzen. Dabei gab ihm die oberflächliche Aufnahme Herderscher Ideen von Natur- und Volkspoesie und von nationaler Bedingt- und Beschränktheit der Dichtkunst einen scheinbar sicheren Boden.

Auch sonst warf sich der Merkur, als Ganzes betrachtet, von vornherein herrschenden Tendenzen entgegen. Die „Peitsche“ (Ausgew. Br. 3, 133) wollte Wieland brauchen gegen „Geschmacksverderber“ aller Art: gegen die „sentimentalen Herren“, gegen Sternesche Manieristen, gegen Klopstocke und deren Nachahmer, gegen die „transcendentalischen poetischen Narren“, die „teutschen Petrarcisten“, die „Schnörkeler“ aus der Schule Hamanns, des „Vaters der neuen Künsteleien“, gegen die Shakespearomanen — kurz gegen Unoriginale jeder Art, Anhänger modischer „Sekten“ und Schulen des Parnaß. Die Führer selbst wollte der immer Vorsichtige geschont wissen: so Denis

und Kretschmann bei der Bardenkritik; so unterscheidet er Klopstock von den Klopstocken und erkennt wohl, daß Goethe mehr ist als die Goethesierenden; so genügt ihm Schmids abfällige Besprechung von Herders „Ältester Urkunde“, um ihn auf immer des Richterstuhles zu entsetzen. Dennoch war das Ergebnis der dreijährigen Kritik eine vollständige Vereinsamung.

Bei den Göttingern machte Schmids Almanach-Kritik durch den Vorwurf allzu schlaffer Auswahl und durch Einzeltadel böses Blut. Wielands Noten unterstrichen die Ausstellungen seines Mitarbeiters und setzten den Almanach tief unter den französischen. Die daraus folgenden Äußerungen des Hasses und der Verachtung der Göttinger sind allbekannt. Wieland überhörte zunächst ihre Sticheleien und derben Beleidigungen.

Dem jungen Goethe, der zuerst für seine Wetzlarer Freunde Subskription, Kollektion und Spedition übernommen hatte, wurde Wieland als Herausgeber des Merkur bald „ärgerlich“. Der ruhmredige und selbstgefällige Ton der „Alceste-Briefe“ mit ihrer Verwandlung des Euripideischen Herkules in einen gefühlvollen Tugendbold, der Aufsatz über Shakespeares Geist, in dem Wieland es wagte, von Shakespeares Fehlern zu reden und den jungen Nachahmern mit ziemlicher Geringschätzung zuzurufen: Schwört, schwört, die Finger davon zu lassen! — dann wieder das kritische Lob Nicolais, Geblers und Heermanns, die kleinmeisterliche Schmidsche Beurteilung seines „Götz“ u. a. m. weckte seinen Zorn, dessen Äußerungen bekannt sind. Ihm gegenüber ist Wielands kritisches Verhalten ein stetes Werben, ohne Verletzung des eigenen literarischen Stolzes. Elegant, berechnend und mit feinem Sinn für das wirklich Gute, was die neuen Tendenzen hervorbrachten, revidierte er Schmids Götz-Kritik. Mit dem überlegenen Takt weltmännischer Selbstbeherrschung kündigte er, obwohl ärgerlich darüber, Goethes „Götter Helden und Wieland“ an. Goethe gestand mit ehrlicher Achtung seine Entwaffnung ein. Aber gerade

die Farce wirkte wie ein Signal zum Sturm auf Wieland. Wagner wollte mit seinem „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten“, Lenz, durch die laue Anzeige seiner „Lustspiele des Plautus“ und des „Hofmeisters“, noch mehr durch Wielands Verspottung seiner „Anmerkungen über das Theater“ aufgereizt, mit „Menalk und Mopsus“ dem „Pandaemonium germanicum“, den „Wolken“ und der „Verteidigung der Wolken .....“ den „schwankenden Götzen Wieland“ vollends herunterreißen, an dem Goethe nicht zum Ritter werden mochte. Wohl gelangte die eine oder die andere von diesen Sturmschriften in Wielands Hände, aber er war klug genug, an ihnen im Merkur keine Kritik zu üben. Er schwieg sie tot, gleich der viel plumperen Satire, die der grüne Theolog Christian Gotthold Contius in seinem „musikalischen Drama“: „Wieland und seine Abonnenten“ (Weimar 1775) sich erlaubte.

Zu alldem kamen Verstimmungen im eignen Lager. Die Gründung der „Iris“ war der äußere Ausdruck der Entfremdung und geringen Interessengemeinschaft, die seit jener Kritik des „Nothanker“ das Verhältnis zu den Jacobis trübte. Schlimmer war es, daß die ästhetischen Ansichten der beiden Merkurgründer sich immer schroffer gegenüber standen, je mehr sich F. H. Jacobi im Goethischen Kreise wohlbefand und mit Herder und Klopstock gute Freundschaft hielt. Wieland fühlte sich verlassen und nährte einen wachsenden Argwohn. Dem Mainzer Versöhnungsbrief Goethes konnte er nur konventionelle Bedeutung beimessen und bewahrte sein Mißtrauen, wie Goethe seine Abneigung.

Durch eigne Schuld hatte sich Wieland im Frühjahr 1775 in Nicolai einen neuen gefährlichen Gegner geschaffen. Sein kritisches Verhalten zu dem Rivalen war bis dahin, selbst auf Kosten der Freundschaft mit den Jacobis, immer auffallend günstig gewesen, offenbar in der Hoffnung auf eine empfehlende Rezension des Merkur in der wichtigen „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“. Die verspätete Kritik Nicolais (1774 I 200) war jedoch nichts

weniger als freundlich, suchte vielmehr die Bedeutung des Merkur nach Möglichkeit einzuschränken. Bei nächster Gelegenheit, der Ankündigung von Nicolais „Freuden des jungen Werthers“ (1775 März) brach Wielands lang zurückgehaltener Zorn aus. In heftigen Worten klagte er Nicolai mißgünstiger Gesinnung an. Seine Haltung in der folgenden Polemik war nicht gerade ehrenvoll und mutig. Das Gefühl, daß er sich hatte gehen lassen, und die zuvorkommende, fast gesucht noble Art Nicolais machten ihn unsicher. Campes Vermittlungsversuche waren erfolglos, da Wieland zu keiner privatbrieflichen Erklärung zu bringen war. Auch die öffentlichen Aufforderungen Nicolais im Anhang der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ (1775 II 628 überging er mit Stillschweigen. So blieb das Verhältnis gespannt, bis 1778 ein offener Kampf ausbrach, der an Derbheit von beiden Seiten nichts zu wünschen übrig ließ.

Den unreifen, mutwilligen Angriffen seiner jungen Gegner in Göttingen (Voß, Hölty im Musenalmanach 1775, S. 209, 230) und der einer Verbreitung seiner Schriften schädlichen Meinung von der Unsittlichkeit seiner Poesie entschloß sich Wieland endlich, da die im „Verklagten Amor“ (1774) versteckte Polemik nicht genügend beachtet worden war, im dritten Jahrgang mit einer Selbstverteidigung gegenüberzutreten. Die klugen, ruhigen „Unterredungen zwischen W** und dem Pfarrer zu ***“, obwohl nicht frei von Sophismen, mochten ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Wieland fand den Erfolg erstaunlich. Alle mittelmäßigen Leute sah er nun in voller Flut wieder auf seine Seite strömen (Jacobi 1, 219). Jacobi mißbilligte diese Art der Defensive, und Goethe behielt, ungeachtet des starken Lobes (1775 III 266), seine Abneigung.

Das Resultat der drei kritischen Lehrjahre war Feindschaft und Verachtung auf der ganzen Linie der Jungen in Göttingen und um Goethe, vollständiger Bruch mit Nicolai und den Geistern seiner Einflußsphäre und unfruchtbare Spannung im eigenen Lager, im Ganzen eine für einen Journalherausgeber tötliche Isolierung. Der Einzige, der

über dem litarischen Kotcrienwesen stand, Lessing, auf den als künftiges kritisches Rückgrat des Merkur Wieland eine Zeitlang seine Hoffnung setzte, ließ sich trotz freundschaftlicher Briefbeziehungen nicht für das Journal interessieren und wahrte sich bescheiden ausweichend gegen Wielands dringende Bitten (Januar, Februar 1775).

Die „Vermischten Aufsätze".

Wieland hatte von Anfang an seine Aufmerksamkeit auch auf das literarische Ausland gerichtet. Frankreich. das seiner Sinnesart am nächsten stand, war zunächst fast eifriger mit Nachrichten vertreten, als Deutschland. Ja, sogar eine lange Besprechung des „Almanach des Muses" wurde eingerückt.

Später wurde Italien mehr in den Gesichtskreis gezogen, allerdings das literarische; nicht absichtlich, sondern weil es der Interessensphäre mehrerer Mitarbeiter nahe lag. Wieland führte seines Helfers Werthes Versuch einer Orlando-Übersetzung ein, ließ aus Giraldis „Hekatomiti" die Quelle zu Shakespeares „Othello" abdrucken, und im dritten Jahrgang kamen zwei grundverschiedene „Italiener" zu Worte: Heinse und Jagemann. Die Analyse von Nicolo Fortiguerri's romantischem Epos „Ricciardetto" in Ariosts Manier, die Klopstock mit Beifall im Manuskript gelesen hatte, benutzte Heinse hier schon zu längeren Auseinandersetzungen über Kunst, zu satirischen Seitenbeleuchtungen der Theorien des Aristoteles, Horaz und Boileau, die, bedeutungsvoll durch die Zusammenstraffung der Poetik des Sturmes und Dranges in der „Dogmatik für junge Genien", durch ihre breite Ausgesponnenheit und schließliche Langweile das unhöfliche Eingreifen Wielands sachlich rechtfertigen.

Jagemann seinerseits als Gelehrter bot eine Fülle eigener Beobachtungen in seinen von der Kritik als meisterhaft und neu anerkannten „Briefen über Italien".

Vertreter der spanischen Literatur wurde Bertuch, der eben seine Gerundio-Übersetzung vollendet hatte und nun aus seiner Übertragung der Gedichte des Manuel

de Villegas eine umfangreiche Probe in interimistischer Prosa gab.

Die deutsche Literaturgeschichte erfuhr keine planmäßige Pflege. Wielands Aufsatz „Über einige ältere teutsche Singspiele, welche den Namen Alceste führen", eine Frucht seiner Studien in den von der Herzogin erworbenen Nachlaßteilen von Gottscheds Bibliothek, diente der Liebe zu seiner eigenen Dichtung. Ganz besonders herauszuheben ist dagegen der „Versuch über das Singspiel", eine glänzende Untersuchung der stofflichen und formalen Möglichkeiten und Bedingtheiten der Oper, die auf Gluckschen Theorien fußend in kleinem Maßstab als ein theoretischer Vorläufer der Wagnerschen Idee vom Gesamtkunstwerk gelten darf.

Die Verfasser der vermischten Aufsätze haben durchweg Anonymität gewahrt. Nur Fritz Jacobi bedang sich von Anfang an die Chiffre W. S. J. aus. Er steht im ersten Jahre in der Behandlung allgemeiner Fragen an erster Stelle. Nicht sowohl mit seinen „Briefen an eine junge Dame", die das typische Beispiel einer Rettung bedeutsamer schwererer Werke in die Interessen- und Geschmacksgrenzen der Damen hinüber darstellen, auch nicht mit dem zweifach aktuellen „Fragment einer Reise nach Spanien" (Beaumarchais-Clavigo), als vielmehr in der anti-Herderschen Abhandlung „Betrachtungen über Herders Triebe der Tiere ....", womit er seine schriftstellerische Laufbahn überhaupt eröffnete, und in den auch für Lessing interessanten Briefen über die „Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois, par M^r. de Pauw", einer Studie über den Zusammenhang von Religion und lebendigem Individuum, in der er das Gefühl der Abhängigkeit als das Prinzip der Religionen aller Völker und Zeiten vertrat.

Ebenfalls mit dem Thema ‚Triebe der Tiere', aber als ein Gegner von Reimarus, suchte ein Anonymus im Anschluß an Leibnizische Theorien, schwer verständlich, zu erweisen, daß die Tierseele von der Seele des Menschen

nicht dem Wesen, sondern dem Grade nach verschieden sei. Gleichfalls anonym erklärte der junge Mediziner Marcus Herz die „Widersprüche in der menschlichen Natur“ durch Annahme von vorbestimmenden Keimen der Menschenseele und stellte Unvollkommenheiten als individuelle Vollkommenheiten hin.

Von Dalbergs aristokratisch-dilettantischen Freundesgaben („Schreiben über die Naturwissenschaften“, „Über das sittliche Vergnügen“. „Von der Bildung des moralischen Charakters in Schulen“) weiß schon die zeitgenössische Kritik nicht viel Rühmliches zu sagen. Psychologisches behandelte Hartmann. Der junge Magister räumte unter zeitüblicher Vermengung der Begriffe ‚Empfindung‘ und ‚Gefühl‘ der unaufklärbaren Empfindung ihre Rechte bei der Bestimmung moralischer Handlungen ein und untersuchte „die physiologischen Ursachen des körperlichen Schauers“. Auch ist er der Verfasser des von Wieland genügend als unreif gekennzeichneten Aufsatzes „Über das Ideal der Geschichte“.

Die theoretische Kunstbetrachtung — Nachrichten von Werken der bildenden Kunst hatte ja das Programm so gut wie ausgeschlossen — die in der zweiten Periode des Merkur eine bedeutende Rolle spielte, treffen wir in den drei Jahren nur einmal in der Aufsatzkritik einer Akademierede Sir Josua Reynolds (1773, I, 243 ff.). Die scharfe Wendung des Kritikers gegen das „Erhabene und Schöne“ als Ziel künstlerischer Darstellung, der Hinweis auf Rembrandt, auf das Studium der Natur, besonders ein Satz wie der: „Winckelmann hat uns in Teutschland, gewiß ohne es zu wollen, unendlichen Schaden getan,“ legen Mercks Autorschaft nahe.

„Kunst und Kultur,“ das seit Rousseau der Aufklärung so wichtige Thema vom „Verhältnis des Angenehmen zum Nützlichen“, unterwarf Wieland selbst, an ein Wort Balzacs anknüpfend, einer kurzen Untersuchung, in der er gegen Rousseau in der Art und Form, wie der Mensch sein Bedürfnis gestaltet, den ihn vom Tier scheidenden Ordnungs-

und Verschönerungstrieb betonte, mit einem beweisenden Blick auf die Entwicklung und Bedeutung der Künste. Im Anschluß an einen Probeabschnitt aus der im Druck befindlichen „Vorlesung über die Schwärmerey“ des Züricher Professors Leonhard Meister, nahm er Gelegenheit, die Modefrage vom Unterschied zwischen Enthusiasmus und Schwärmerei in Fluß zu bringen. Sonst trat er mit Aufsätzen allgemeiner Art nicht hervor. Wenn er sein altes Thema der Fürstenerziehung anschlug, wie in den Anmerkungen zur „Regierungskunst“, und dort (1773 III 177) die Einführung von „akademischen Fragen“ staatsrechtlichen Charakters in Aussicht stellte, wenn er im „Stilpon“, einem spielerischen Dialog, die müßige Frage, ob ein dummer Kopf mit gutem Herzen oder ein Schurke mit Verstand zum Oberzunftmeister von Megara gewählt werden solle, einer Prüfung unterwarf, so lagen hier, wie auch im „Herkules am Scheidewege“, pädagogische Absichten im Hinblick auf Carl August zugrunde. Wie wenig es sich um einen abgeschlossenen Aufsatz handelt, zeigt der enge Zusammenhang mit der „Geschichte des Philosophen Danischmende“, die, selbst wieder aus der Welt des „Goldenen Spiegel“ herauswachsend, im Januar 1775 begann.

Aus dem Gebiete der Staatengeschichte brachte J. C. Majer[1]), Carl Augusts Lehrer im Staatsrecht, anonyme „Beyträge zur Geschichte der Menschheit aus den Annalen der Teutschen“ als einen Versuch, „die Bedürfnisse, das Eigentum, den Reichtum und die Armut“ in weitschweifigen, aber gründlichen Untersuchungen zu einer herrschenden Idee in dem Plan einer deutschen Geschichte (im Anschluß an Tacitus) zu erheben.

Zu dem viel erörterten Thema der ältesten Erd- und Menschengeschichte und der Frage nach dem Ursprung der Sprache gaben Zobels und Füchsels Werke Auszüge

[1]) Die Zeitgenossen vermuteten oft Joh. Müller, auch Möser in dem Verfasser.

her. Dem von Frankreich übernommenen modischen Interesse für kaukasische und asiatische Völker kamen außer Jacobis „Briefen“ anonyme Beiträge zur Geschichte Asiens über die Religion der Camtschadalen entgegen, deren Verfasser[1]) durch törichte Vergleiche mit griechischer Mythologie Wielands Zorn in Zusätzen herausforderte; besonders aber „Chinesische Reisebriefe“, die Wieland persönlich von einem Franzosen (?) zur Veröffentlichung übergeben und von Bertuch übersetzt wurden. Brydones berühmte Reise nach Sizilien wurde auszugsweise wiedergegeben.

Auch einige wichtige soziale Gegenwartsfragen fanden schon in der ersten Periode ihren Widerhall. Eine einsame Stimme in den Jahren vor Dohms wirkungsvollem Buch erbat für die Juden bürgerliche Gleichberechtigung. Wieland selbst, seit Basedows Besuch in Weimar (Anfang Juli 1774) für dessen Ideen begeistert, trat mit der Feder für das Philanthropin ein in einem Appell „An alle Menschenfreunde“. Allerdings ist er dabei, wie auch die Besten seiner Zeitgenossen, von dem Vorurteil befangen, daß durch Erziehung allein eine Regeneration der Menschheit erreicht werden könne. Auch brennenden Fragen des Volkswohls, wie den damals im Vordergrunde des wissenschaftlichen Interesses der Medizin stehenden Impfungsexperimenten, öffnete er den Merkur für Frage (S. W. T. = Sam. W. Turner) und Antwort (H. = Hufeland der ältere?).

Neben all diesem brachten seit 1773 IV die „Miscellaneen über literarische und andere interessante Gegenstände“ im bunten Durcheinander allerhand unterhaltende „Schnitzel“. Daß auch diese Rubrik ursprünglich in größerem Stile geplant war, zeigt ein Brief Wielands an Chr. Gottfr. Schütz in Halle: „Sogleich im dritten Bande gedenke ich den Anfang mit vermischten Briefen philosophischen und literarischen Inhalts, welche nach und nach

[1]) Wohl Campe; vgl. dessen Brief an Bertuch vom 2. Dezember 1775 (Nachlaß Nr. 451).

eingerückt werden sollen, zu machen. Wenn ich nicht der einzige Verfasser derselben sein müßte, wäre es mir desto lieber. Wie, wenn Sie mir von Zeit zu Zeit auch ein paar solcher Briefe einschickten? Zuweilen könnten Probleme, über welche man pro et contra philosophirte, zuweilen eine merkwürdige Stelle in einem bekannten Schriftsteller, ein Gedanke, der widerlegt, oder rectifiziert, oder besser ausgeführt zu werden verdient, zuweilen ein interessantes Buch, oder ein neues Gedicht, oder eine merkwürdige Anekdote etc. den Anlaß und Stoff dazu geben. Wie gefällt Ihnen dieser Vorschlag . . .?" (F. K. J. Schütz: Chr. Gottfr. Schütz, 2, 529—35).

Die „Miscellaneen" blieben Wielands alleiniges Eigentum: Aufklärungsdienst im Kleinen, oft philologischer Art, auf Gebieten, die ihm persönlich nahe lagen, für die er bei seinem Publikum Interesse wecken wollte. Mitunter waren es feuilletonistische Meisterstücke in ihrer Art, oft auch nur bequem erworbene Lesefrüchte oder nachlässige Randbemerkungen zu eigener Lektüre. Alles in allem „advices on the authors", auch „on the readers", Revisionen allgemeiner Ansichten oder von Einzelurteilen, historisch gewordenen Märchen und wissenschaftlichen Fabeleien (Demokrits Goldmacherkunst, A. Dows „Nachrichten von Fakiren und der Religion und Philosophie der Brahmanen"), falsch kommentierten oder übersetzten Stellen klassischer Schriftsteller (Lucians „Hippias", Plato). Hier bekommt Euripides ein Lob als Trost für die Alcestebriefe; dort werden Perraults und Sattiers Anschauungen über Malerei der Alten nach einer Cicerostelle korrigiert. Dazwischen werden neueste, meist englische Zeitschriftenschnitzel mitgeteilt und berichtigt.[1])

[1]) Durch Bode in Hamburg bezog die Merkurredaktion folgende englischen Journale: „The critical Review", „The universal Magazine", „The London Magazine", „The Gentlemans Magazine", „The Lody's Magazine", „The Contry", „The London Chronicle", „The Scool for Wives". Vgl. Bode an Bertuch, 16. Dezember 1773 und 19. März 1774 (Nachlaß).

8. Kritik der Lehrjahre.

Wielands außergewöhnliche Belesenheit setzte ihn in die Lage, in den Miscellaneen eine Fülle von bildenden Anregungen auszustreuen. Er wußte, daß er mit ihnen wie mit „allen Arten von gelehrten Puddings einem allgemeinen Bedürfnis“ entgegenkam.

Auch war er sicher, daß seine eigenen dichterischen Erzeugnisse seinem Journal einen Reiz und eine Anziehungskraft verliehen, deren sich keine andere Zeitschrift rühmen konnte, und auf manchen fremden Beitrag durfte er mit Zufriedenheit blicken. Allein am Ende der drei Lehrjahre konnte er sich nicht verhehlen, daß er trotz aller Bemühungen, überallhin anregend zu wirken, weit ab vom Urplan geblieben war.

Der „Areopag“, eine zentrale kritische Stellung, war nicht geschaffen. Keine der Revuen hatte es zu einem Dauerleben gebracht. Der Einzelwert der zur Verfügung stehenden Mitarbeiter hatte eher ab als zugenommen. Trotz einer Anzahl vortrefflicher Stücke hatte der Eindruck dauernder innerer Güte, Wichtigkeit, Notwendigkeit und Gegenwartskraft nicht aufkommen können.

Das mit unverkennbarem literarischem Ehrgeiz begonnene Werk, das zu gleicher Zeit eine ansehnliche Jahresrente abwerfen sollte, trug gerade durch diese Doppelbestimmung von vornherein einen Zwiespalt in sich, der auf den Wert des Journals drücken, und, weil er auf einem Konflikt zwischen dem „Entrepreneur“ und dem ästhetischen Erzieher Wieland beruhte, auch ein dissonierendes Verhältnis des Redakteurs zum Publikum zeitigen mußte.

Wielands Vorrede zum ersten Stück, die übrigens die Zunft als Publikum fast ganz ausgeschaltet hatte (vgl. auch unten S. 85 die Aufnahme der Zeitschrift bei den „Göttinger Gelehrten“) und nur durch Erweckung wissenschaftlichen Interesses der Gelehrtenrepublik zu dienen sich schmeichelte, zeigt die eine Seite seines Verhältnisses zum Publikum.

Wieland, der Erzieher, trat hier vor uns. Er wollte das Publikum von der Willkürlichkeit des Geschmacks befreien und es reif machen zur objektiven Beurteilung der persönlichen, literarischen und sozialen Werte der Zeit. Das zeigte er beim ersten Stück deutlich in Einleitungen, Präludien und Nachworten, später auch in Miscellaneen, Noten und Anmerkungen und an den philosophischen Preisfragen (1775 IV 83).

Wieland, „der Fabrikintendant und Verleger" dagegen, war zu Konzessionen an den Geschmack der Leser bereit im Interesse des Fortganges seines Unternehmens.

Wenn Goeckingk an Boie schrieb (23. Juli 1779), das „Museum" werde meist nur von Männern gelesen, so wußte er, daß er damit ein Werturteil zugunsten des „Museums" aussprach. Wieland mußte hierin anders denken. Ihm lag vielmehr so viel daran, den Kreis der Abonnierenden zu erweitern, daß er diesen Wunsch zu einem das Niveau seiner Zeitschrift bestimmenden Faktor werden ließ, der besonders in den ersten Jahren seine Wirkung ausübte. Dabei hatte er keineswegs die Absicht, der gesellschaftlichen Stellung seines Journals die Wichtigkeit in der literarischen Welt zu opfern. Erst als er seine literarischen Ambitionen nach einanderaufgeben mußte, steigerte sich bei ihm jene utilitarische Mißachtung der „lesenden Plebs", die für den Briefwechsel mit dem hierin gleichgesinnten Merck charakteristisch ist.

Herman Grimm (Goethe 1, 278) schreibt ihm die Gabe zu, „es dem Publikum recht zu machen, das er zu leiten schien, während er sich insgeheim aufs Schlauste dem Publikum unterordnete." Der versteckte Tadel sprach sich bei Zeitgenossen oft in viel schrofferer Form aus. Wir wissen, daß Wieland als Herausgeber des Teutschen Merkur dem jungen Goethe besonders „ärgerlich" war, daß dieser den Merkur einen „Trödelkrämer" nannte, „der seine philosophisch moralisch poetische Bijouteries, Etoffes, Dentelles pp., nicht weniger Nürnberger Puppen und Zucker-

werck an Weiber und Kinder“ verhandelte (Briefe 2, 173). „Für mich haben sie [Wieland und die Jackerls] ohnedem nicht geschrieben,“ sagte er ein anderes Mal (Briefe 2, 105).

Auch Sulzer sprach wohl im Sinne mancher alten Freunde Wielands, wenn er über den Merkur und die merkantilische Erniedrigung der Muse Wielands jammerte (E. Bodemann, J. G. Zimmermann, S. 227 f.). Selbst in der „Büchse“ des dem Merkurhonorar nicht abgeneigten Halberstädter Gleimkreises häufen sich Spottverse auf Wieland und die Nation, „die für solches Blatt wohl 7000 Thaler“ zahlt (Pröhle, S. 269 ff. und 281).

Damals allerdings war Wieland redaktionell-technisch noch nicht so erfahren, wie er Herman Grimm, der die achtunddreißigjährige Lebensdauer der Zeitschrift überschaute, erschien. Die widersprechenden Urteile und Wünsche des Publikums beunruhigten den Herausgeber sogar anfangs sehr (Funck, Beiträge, S. 40. 30. März 1773; Ausgew. Br. 2, 22. 7. Juni 1773). Ja, 1773 (II vorn) entschuldigt sich Wieland öffentlich, er kenne den Geschmack der meisten Leser noch nicht. Witzig vergleicht er sich mit dem Koch, der für Tausende von Essern kochen müsse, etwas ärgerlicher später mit der Jungfrau Maria in einem Dialog des Erasmus, die in dem nämlichen Augenblicke „Sonnenschein und Regen, sauer und süß, kalt und warm geben solle“ (Jacobi 1, 115, 4. Juni 1773).

Im zweiten Jahre wurde er sicherer. Je mehr er fand, daß der Merkur den halben Louisd'or, den er koste, zehnmal wert sei, um so mehr verstärkte sich bei ihm die Ansicht, daß unter den 24 Millionen Fressern, die zwischen dem Jura und dem Baltischen Meere wohnten, doch wenigstens 10000 den Merkur kaufen müßten (Jacobi 1, 167, 28. März 1774), und um so verächtlicher äußerte er sich über sein Publikum. Im dritten Jahrgang erklärte er Fr. H. Jacobi rundweg: „Meinen Sie, daß einem Biedermanne, der einen Merkur herausgiebt, nichts an den mittelmäßigen Leuten, an den Armen im Geiste, an den Unmündigen und Säuglingen gelegen sei? . . . . Die Menge

der Heerscharen, Crethi und Plethi, Ohim und Zihim, die sind es, die den zeitlichen Ruhm, Ansehen und Glück eines lebenden Autors entscheiden.“ Daß er jetzt den rechten Weg gehe, bewiesen ihm Briefe von allen Enden her, „von lauter mittelmäßigen Leuten“.

Wer aber merkt nicht Resignation und Schwäche aus Worten des gleichen Briefes: „Der Merkur — wer fühlt das besser als ich — ist ein Farrago von Sachen, wovon das beste für Meister, wie Ihr andern Goethen, Jacobis, Herders, Lavaters und wenns noch Euresgleichen giebt, insipid sein muß!“ Wußte er doch, daß Goethe dem gemeinsamen Freunde Jacobi erklärt hatte, er könne die Vorstellung nicht ausstehen, in der Gesellschaft mancher dürftiger Mitarbeiter vor dem Merkurpublikum aufzutreten. Goethe teilte darin die Ansicht der zeitgenössischen Kritik.

9. Die Aufnahme des Merkur in der literarischen Kritik.

Daß das im Merkur Gebotene in keinem Verhältnis zu den großen Versprechungen stand, war von der öffentlichen Kritik allgemein nach den ersten Stücken erkannt worden. Vertreter des Alten, wie Gleim und Uz, der den Merkur Zeit seines Lebens als ein Bollwerk des guten Geschmacks und seinen Herausgeber als den Repräsentanten des goldenen Zeitalters der Literatur ansah, kamen auf ihre Kosten.

Von den Göttingern war kein Lobspruch zu erwarten gewesen; Boie, der Maßvollste, selbst Kollekteur und Beiträger zum ersten Stück, fand nicht mit Unrecht, daß alles auf einen französischen Ton herabgestimmt sei, und verdachte es Wieland, daß er „die schöne Idee einer deutschen Nachahmung des Mercure de France“ — von ihm und Nicolai geplant — „verdorben“ habe.

Ähnlicher Tadel steckte in Nicolais später ironischer Besprechung der ersten Teile („Allgemeine Deutsche Bibliothek“, 1774, XXI, I, 300 ff., unterz. Kf. = Nicolai). Einförmigkeit wurde hier dem Merkur vorgeworfen, und

die Bedeutung der Zeitschrift auf Wielands Freundes- und Verehrerkreis eingeschränkt.[1])

Weißes „Bibliothek“ hatte die neue Erscheinung keines Wortes gewürdigt, dagegen zeigte ihr Redakteur in seinen Briefen an Uz und Bertuch ein gehässiges, von Konkurrentenneid beeinflußtes Urteil. Wenn er allerdings (Morgenblatt, 1840, S. 1171) schrieb, daß „die großen Erwartungen der Subscribenten hintergangen“ worden seien, so deckte sich dieses Urteil mit dem der besten Köpfe der Nation.

Ähnlich wie Goethe, der selbst während seiner Mitarbeit vom „Saumerkur“ sprach, mag der männliche Lessing gerichtet haben.

Die „Frankfurter gelehrten Anzeigen,“ deren Weiterexistenz Wieland schlankweg negiert hatte, brachten unter dem Regime Deinets trotz Goethes Versuch, diesen gegen Wieland aufzubringen – abgesehen von dem bekannten Nachwort zur ersten Besprechung —, immer bewundernde Kritiken des Merkur und Wielands, „der an Reichtum des Geistes ein Mogul unserer Virtuosen genannt werden“ könne. Nur in Heermanns und Geblers Belobung konnten sie nicht mit einstimmen, dagegen erkannten sie die Würde und Kaltblütigkeit von Wielands Replik der Goetheschen Farce bewundernd an.

[1]) Während der Polemik über „John Bunkel“ (1778) hielt Nicolai mit seinem gehässigen Gesamturteil über Wielands Journal nicht mehr zurück. „Der Merkur,“ heißt es „Allgemeine Deutsche Bibliothek“, Anhang zu Bd. 25—36, I, 691, „dessen kleinster guter Theil nichts als die Schreibtafel Herrn Wieland und einiger seiner Freunde ist, worinn sehr oft auch Abschnitzel von unverdauten Entwürfen fallen, und wenn uns, das unterzeichnete W. das beste erwarten läßt, Schach-Lolo und andre solche Sieben Sachen die Lückenbüsser seyn müßen; dessen größter und schlechter Theil mit einer Menge der mittelmäßigsten Aufsätze, Übersetzungen, Schulexercitien, mit H. Wielands Anmerkungen, worin bewiesen wird, daß sie nichts taugen, ellenlange Recensionen, Versteinerungen und Schaalthiere betreffend, Zeitungsraisonnements über Politik, angefüllt ist, wo zulezt Logogryphen und Bücheravertissements die Bogen füllen müßen....“

Als einen gesegneten Zuwachs unserer Journalliteratur bezeichnete Schirach in seiner „Bibliothek“ den Merkur; ehrfurchtsvoll kündigte der von der Vorrede begeisterte Asmus im „Wandsbecker Bothen“ die Zeitschrift an. Der „Almanach der deutschen Musen“ (Herausgeber Schmid-Gießen) sah den Hauptwert in der Lektüre.

Zeitungen strengeren Charakters [1]), wie die „Leipziger gelehrten Zeitungen“, hatten nur dann und wann einen wissenschaftlichen Aufsatz zu tadeln. Daß die Lemgoer ihr Organ („Auserlesene Bibliothek der neuesten Litteratur“, 1773, S. 204—213) benutzen würden, um sich in einer alles herabreißenden Kritik für Wielands verachtenden Passus in der Vorrede zu rächen, war vorauszusehen gewesen.

Die „Göttinger Gelehrten Anzeigen“, die Heyne während der ganzen Dauer des Merkur redigierte, zeigten Wielands Journal nur aus Achtung vor seinem Namen an (1773, Stück 64, S. 546 und 887), ließen sich auf eine Rezension jedoch nicht ein, „weil ein Theil dieser Stücke von akademischen Gelehrten schlecht würde beurtheilt werden.“ Sie begrüßten als das Wichtigste am Plane — die Revisionen, weil sie die Aristokratie in der gelehrten Republik Deutschlands wieder herstellen wollten, ohne in eine Oligarchie auszuarten. Auch das zweite Stück wurde noch besprochen mit einer abfälligen Bemerkung über Meusels „Historische Litteratur“, in der einige Professoren zu Wielands Freude schlecht weggekommen waren. Weiterer Polemik würdigten sie einen Angriff im Merkur natürlich nicht. Was Wieland selbst schrieb, gehörte nicht vor ihr Forum. Ausnahmsweise — wir nehmen das hier vorweg — und im ausdrücklichen Widerspruch mit ihren Redaktionsgrenzen wird 1780 (S. 424) der „Oberon“ angekündigt und

[1]) Die „Erfurter gelehrten Zeitungen“ (1773, S. 273 ff.) waren dank ihren alten Beziehungen zum Redakteur des Merkur schon acht Tage vor dem Erscheinen (22. April) in der Lage, den Lesern ziemlich kritiklos den Mund wässerig zu machen.

gerühmt als ein Werk „dieses sonderbaren Mannes“, „der den Geschmack unseres Zeitalters so gut nach seinen Ansichten lenkt.“

10. Journalistische Strömungen während der ersten Periode.

Größer an Zahl sind die Journale, die dem Merkur nachfolgten, als die, die ihn in ihre Reihe aufnahmen. Aber keines hat auch nur annähernd seine Lebensdauer gehabt. Sie schossen um ihn herum aus dem Boden, wuchsen eine Weile neben ihm in die Höhe, manchmal allzu dicht in seinem Nährboden verkümmernd, manchmal sich mit ihm verästelnd, auch ihn in Schatten stellend, oft wieder weit ab von seinen Wurzeln.

Von der „infinité de journaux“, den „provinciellen Schmarozermercürchen ohne Bedeutung und Dauer“, den „Contrafacturen und Pfuschereyen in allen Winkeln Deutschlands“, die „kaum das Salz zu ihrem Brot davon“ hatten und im ganzen doch dem Fabrikwesen Wielands Abbruch taten (Wagner 2, 130), kann hier nicht die Rede sein.

Feminine Nachbildungen, wie die „Iris“ der Brüder Jacobi und die „Pomona“ der Madame La Roche, und direkte Nachbildungen wie das „Gothaer Magazin“, Reichards „Olla Potrida“ u. a. seien nur genannt.

Geschichtebildend im Leben des deutschen Journalismus wurden erst die Gründungen, die sich in einen gewissen Gegensatz zum Merkur stellten.

Die Verrückung der zentralen Stellung des Literarisch-ästhetischen und das Verzichten auf einen kritischen Sonderartikel schien schon den Gründern des „Deutschen Museums“ zeitgemäßes Erfordernis. Auch die demokratische Lockerung des Verhältnisses zwischen Redakteur und Mitarbeitern, die das Journal erst zu einem Schallhorn der Zeit macht, war dem „Museum“, dieser ersten großen sich bewußt an das Merkurprogramm anschließenden Gegengründung vorbehalten.

Auch das nationaldeutsche Element kam im Merkur nicht recht zur Geltung, und nicht Boie allein ärgerte sich über „den französierenden Ton“. Wielands Versuch einer politischen Vierteljahrsrevue, so sehr es als ein Novum anzuerkennen ist, entbehrt, wie schon seine moralisierend-kosmopolitische Einführung, mehr noch das saft- und kritiklose Streben nach trockener Vollständigkeit beweist, jede nationaleinigende Kraft.

Ungehört war Justus Mösers herrlicher Weckruf („Ein neues Ziel für die deutschen Wochenschriften“, 1755) verhallt, aber in den Herzen der Jungen wuchsen ähnliche Ideen. Hatte Möser auf die nationale Spannkraft Englands, wo der geringste Mann das allgemeine Wohl zu seiner Privatangelegenheit mache, hingewiesen, so suchte Schubart ein Jahr nach der Merkurgründung mit seiner „Deutschen Chronik“ in unmittelbarer Anlehnung an „The english Chronicle“ „die armselige Sphäre der Chronik“ mit ihren „Wetterbeobachtungen, Victualienpreisen, Mordgeschichten und ängstlichen Beschreibungen von allerhöchsten, höchsten und hohen Taufhandlungen, Vermählungen, Leichenbegängnissen, Galatägen, wo die Robben der Damen biß auf die Franzen der Lakaien und Laufer auf das genaueste beschrieben, und Jahr, Monath, Tag, Stunde, Minute, Secunde auf das sorgfältigste bemerkt sein mußte“, zu überwinden. Wohl fehlte ihm das von Möser geforderte „Feuer im Busen“ und die volkstümliche Kraft keineswegs; seine Zeitschrift erlangte jedoch kaum mehr als provinzielle Verbreitung.

Schlözers „Briefwechsel“ gewann erst mit dem Fortschreiten des Verständnisses für statistische Untersuchungen ein allgemeines Interesse und die größte innerpolitische journalistische Wirkung.

Auch hier war der Schritt ins Allgemeinwirkende dem „Museum“ vorbehalten. Die Museumsgründer waren sich bewußt, daß sie die Idee des Merkur einer nationalen Reform unterwarfen. „Ausbreitung deutschen Geistes und

Kenntnis und Verbindung wahrer Deutschen untereinander," „der Nation eine mehr politische Stimmung zu geben," und „die Deutschen mit sich selbst bekannter und auf ihre eignen Nationalangelegenheiten aufmerksam zu machen" — das war das Ziel Dohms und Boies.

Der Journalismus, durch Wieland vom Katheder der Zunft und aus der bürgerlichen Familienstube in die gute Gesellschaft eingeführt, wagte sich damit in das öffentliche Leben.

Inhalt der Kapitel V—XI.

Die folgenden Kapitel V bis VIII behandeln in ähnlicher Weise wie das vierte die Geschichte des „Teutschen Merkur“ bis 1789, die Kapitel IX bis XI die des „Neuen Teutschen Merkur“ bis zu seinem Eingehen im Jahre 1810.

V. Bedeutende Jahrgänge. 1776, 1777.

1) Das Museumsavertissement und seine Wirkung.

Die Wielands Ehrgeiz und Geschäftssinn belebende Wirkung der Ankündigung des „Deutschen Museums“, die Hofstäter (S. 220) überschätzt, wird als eine gründliche Neugestaltung der Zeitschrift gezeigt. Die Gefahr einer ungünstigen Rivalität mit dem Museum wird durch

2) Goethes tätiges und werbendes Interesse

für den Merkur beseitigt. Sein Aufenthalt in Weimar führt der Zeitschrift Beiträge der Stolberge, Lenzens, Bürgers zu und zieht Herder nach Weimar, der dem Merkur dauernderen Nutzen bringt. Vor allem wird Merck durch Goethe neu gewonnen. Dessen außerordentliche Bedeutung für die Zeitschrift, die sich zunächst nach der kritischen Seite hin äußert, dann aber auch bedeutsam auf Gegenstände der Kunst und Literatur sich erstreckt, wird dargestellt im Zusammenhang mit den gleichzeitigen Schwankungen im Verhältnis zu den Jacobis, von denen Georg Jacobi durch Trägheit enttäuscht, der Bruder im „Allwill“ und „Woldemar“ sein Bestes gibt, bis Wielands Aufsatz „Über das göttliche Recht der Obrigkeit“ (1777, IV) den Bruch herbeiführt. Auch der Verlust Herders und Heinses ist am Ende des zweiten Jahrganges zu beklagen, führt jedoch zu einer engeren Verbindung mit Merck, dem Wieland auf seiner Mannheimer Reise persönlich sehr nahe kommt.

Im Innern der Zeitschrift zeigt sich während der beiden Jahre auf mehreren Gebieten neues Leben: Populär-philosophische Preisfragen Wielands erregen eine Zeitlang die Geister; eine Neubelebung des Interesses für Renaissance und Humanismus durch Wort und Bild, bedeutende Pflege der Kunsttheorie und Kunstbetrachtung (Heinse, Merck, Wieland) heben das Journal vorteilhaft ab von den Nachbarn. Die kritische Haltung wird durch Mercks scharfes Urteil fortschrittlich beeinflußt.

VI. „Ebben". Stoffliche Einengung. Niedergang vor dem „Oberon". 1778, 1779.

Eine zusammenfassende Darstellung der Redaktionsgeschichte bis zum Erscheinen des „Oberon", hauptsächlich auf Grund des zerstreut gedruckten Briefwechsels mit Merck gegeben, zeigt, daß eine zweite „Ebbe" im Sommer 1778 zwar zu einem „Pakt" auf sechs Jahre mit Merck führt, der aber gerade nach dem Zustandekommen des Bündnisses sich vorübergehend Nicolais „Bibliothek" zuwendet. Georg Jacobi, in die Rechte seines Bruders eingetreten, ist wenig zu gebrauchen, sodaß Wieland selbst dreiviertel Jahre (Juli 1778 bis März 1779) fast die Hälfte eines jeden Stückes füllen muß. Von Mitte 1779 geht es derartig bergab, daß der Plan, das Journal eingehen zu lassen, erwogen wird. Finanzielle Gründe lassen davon absehen. Im Innern zeigt sich, als Folge der Not an Mitarbeitern, eine Verringerung des poetischen Artikels und die stoffliche Einengung der Prosa-Aufsätze. Wielands Interesse ist stärker auf das literarische Frankreich gerichtet, während Merck scharf und oft beißend ironisch in die künstlerischen, kulturellen und sittlichen Mängel der Zeit eingreift. Die kritische Haltung, obwohl durch Hinzuziehung fremder Hilfskräfte (Pfarrer Scriba und Hofprediger Gräf in Gera) nicht mehr ganz in Mercks Händen, bleibt treffsicher und beachtenswert. Nur Wielands Polemik gegen Nicolai wegen des „John Bunkle" wirkt, obwohl berechtigt, unerfreulich.

VII. Der „Oberon". Weitere Notgriffe (1780 bis Juni 1781). Kurzes Aufsteigen durch Herders und Mercks Hilfe (Juli 1781 bis Juni 1782). Rasches Sinken. „Desperation".

Die redaktionelle Geschichte zeigt, daß es ein Fehler war, den „Oberon" auf einmal zu geben, da Wieland eine geringe dichterische Produktion in der Folgezeit aufweist. Notgriffe führen zu einem Überwuchern von Auszügen aus dem Französischen, mißglückten Eröffnungen neuer Rubriken, die die Jahre 1780—82 kennzeichnen. Ein unverkennbarer Aufschwung tritt durch Herders und Mercks stärkere Beteiligung in der zweiten Hälfte 1782 ein. Aber nur auf kurze Zeit. Dann zwingt die Armut an Beiträgen den Herausgeber zu einem Bündnis mit Bertuch.

Im Innern der Zeitschrift fällt während der drei Jahre eine Ungleichmäßigkeit in der Bedeutungsschwere der Beiträge und ein Mangel an redaktioneller Tendenz auf. Wielands hauptsächlich auf Gegenstände der französischen Literatur gerichtete Abhandlungen, auch seine glückliche Polemik gegen Adelungs Sprachtheorie, Herders minder glückliche gegen Nicolai im Kampf um den historischen Zusammenhang der Tempelherrn und Rosenkreuzer, dagegen seine bedeutenden Seitentriebe zum „Geiste der ebräischen Poesie", zu seinen Hemsterhuisstudien, „Über die Seelenwanderung", vor allem sein „Denkmal" für Lessing, daneben

Mercks unsentimentale Waffengänge gegen seichtes Literatur- und Kunstwesen heben sich aus der Masse heraus. Auch die poetische Prosa wird von Merck beherrscht. Vorübergehend findet sich Madame la Roche ein. Die Pflege des lyrischen und des kritischen Artikels tritt stark zurück. Weder Kants „Kritik“ noch Schillers „Räuber“ finden Beachtung.

VIII. Neuer Kurs. Aufstieg. Die Kantische Periode. „Anti-Supranaturalismus“ und religiöse Aufklärung. Erster Widerhall der Revolution. 1783—1789.

1) Bertuchs Eintritt in die Redaktion. Die „merkantilische Seele“ im Merkur. Neue Mitarbeiter (1783—1785).

Auf Grund der in Bertuchs Nachlaß gefundenen Redaktionspapiere für 1783 wird dargetan, auf welchen Prinzipien sich die Neugestaltung des Unternehmens aufbaute. Der in der Folge ganz veränderte Stab von Mitarbeitern, von denen die meisten zu Weimar-Jena gehören, führt zu einer auffallenden Wandlung der Stoffgebiete nach der naturwissenschaftlich beschreibenden Richtung hin, während in der Lyrik die Wiener Almanachpoeten voranstehen. Aus der Verwandlung des Journals wird Wielands abnehmendes Interesse zu erweisen gesucht, das sich erst bei Schillers Eintritt ändert.

2) Reinholds Anfänge. Bertuchs Rücktritt. Reinholds Einfluß (1786, 1787).

Infolge von Reinholds Einzug in Wielands Familie wird der Austritt Bertuchs wünschenswert und durch dessen Entgegenkommen ermöglicht. Der neue Schwiegersohn wird durch seine Wendung zur Kantischen Propaganda ein wichtiger Faktor im Merkur, der bestimmend in das Geistesleben der Zeit eingreift. Daneben gewinnt ein Anonymus (Karl von Knoblauch) größere Bedeutung, während Jean Paul zweimal übersehen wird. Der lyrische Artikel wird in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre ein Debutplatz für eine große Anzahl minderer Talente.

3) Schillers Verbindung mit dem Merkur 1787. Alte und neue Reformpläne. Goethes italienische Beiträge. Sein Projekt 1788. Kant. Verlagssorgen. Goeschen. Schillers Rücktritt. Ende des „Teutschen Merkur“ 1789.

Mit Zugrundelegung von Schillers Briefen und Briefwechseln wird in diesem Abschnitt sein Verhältnis zu Wieland als Redakteur dargestellt. Nach dem geringen Erfolg der Unterredungen im Herbste 1787 folgt im November 1788 ein großes Reformprojekt, das ebensowenig zur Ausführung kommt. Goethes italienische Pläne über die Umwandlung der Zeitschrift in ein römisch-deutsches Kunstjournal werden gestreift. Goethes, Kants, Herders, Schillers, Wielands und Reinholds Bei-

träge bringen Anfang 1789 ausgezeichnete Hefte zustande. Aber Schillers Mithilfe wird durch das neue Jenaer Lehramt dem Merkur rasch entzogen. Mit ihm ziehen sich Körner und Huber zurück. Für Schiller wird die Verbindung mit Wieland in den Jahren rascher Schicksalsentscheidungen zu einer Episode von geringer Bedeutung.

4) Die innere Geschichte 1783—1789.

Infolge des Niedergangs wichtiger Rivalen nimmt der Merkur neben der „Berliner Monatsschrift" und dem schon sinkenden „Museum" die erste Stelle im Journalismus der 80er Jahre ein. Die Jahre zwischen dem Regierungsantritt Josephs II. und dem Wöllnerschen Edikt stürzen auch ihn in einen heftigen Kampf gegen jede Art von Supranaturalismus für religiöse, naturwissenschaftliche und politische Toleranz. Wielands bedeutender Anteil wird mehrfach herausgehoben, seine Ablehnung des Kritizismus im Zusammenhang mit Reinholds Propaganda begründet, der antithaumaturgische Feldzug des Barons von Knoblauch, den Wieland im gefahrdrohenden Augenblick geschickt auf ein totes Gleis lenkt, wird im Zusammenhang mit anderen Aufklärungsarbeiten dargestellt und zuletzt die ersten Reflexe der Revolution gezeigt.

IX. Von der Revolution bis zu den „Xenien". 1790—1796.

1) Die Metamorphose im Journalismus der neunziger Jahre.

Ein kurzer Überblick sucht die allgemeine thematische Wandlung im Journalismus nach der politischen Seite zu zeigen, die im Gefolge der Revolution sich durchsetzt. Der Niedergang und das Absterben der allgemeinen Zeitschriften alten Stils wird an den auffallendsten Beispielen (Schlözers, Schubarths, Mösers, Bibras und Goeckingks, Dohms und Boies Journalen), das Umschwenken zur Politik an denen Campes, R. Z. Beckers, Archenholz', J. F. Reichards dargetan. Cottas „Allgemeine Zeitung" bestätigt den Sieg der Tagespresse, nachdem Schillers Horen sich der Diskussion über „Staatsmaterien" mit einem großartigen erziehlichen Programm entgegengeworfen hatten. Für den Merkur bedeutet seine, vor allem Wielands Wendung zur Politik die letzte Epoche bedeutsamer Wirkung.

2) Der Neue Teutsche Merkur in der ersten Hälfte der neunziger Jahre.

a) Wielands Politik und ihre Bedeutung. v. Knoblauch, Erhard u. a.

Mit Anknüpfung an H. v. Koskulls Dissertation über Wielands Aufsätze zur Revolution und an ältere Beurteiler Wielands als Politiker (Schiller, Anonymus, Treitschke) wird der Versuch gemacht, aus zeitgenössischen Widersprüchen und Beistimmungen (Schubarths, Ehlers,

Oelsners, Halems, des Freundes Sieyès', Mallet du Pans, des Redakteurs des „Mercure", Johannes Müllers, Gentz' und D. v. Eggers') die Schwerkraft der Wielandschen Publizistik abzumessen. v. Knoblauchs, Erhards, v. Bentzel-Sternaus, Reinholds und E. W. Ackermanns politische Aufsätze werden eingeschaltet.

b) Reinholds elementarphilosophische Abwege

sind als ein verfehlter Versuch der Begründung einer Theorie des Vorstellungsvermögens als Fundament der Kantischen Theorie des Erkenntnisvermögens zu betrachten, von seiten des Redakteurs als eine nur mit seiner eignen philosophischen Ungeschultheit zu entschuldigende allzu starke Zumutung für das Publikum anzusehen.

c) Wielands kritische Unsicherheit. Die Anfänge der Romantiker im Merkur.

Die Gründe für Wielands zunehmende Unbestimmtheit in der Haltung des kritischen Artikels werden in der Abnahme seines kritischen Selbstbewußtseins im Zusammenhang mit dem Ableben der räsonnierenden Sympathiekritik gesucht. „Die größten Tendenzen des Zeitalters" (Fr. Schlegel) gehen spurlos am Merkur vorüber, die jungen Romantiker nur flüchtig durch die Blätter der Zeitschrift.

d) Die beginnende einseitig gelehrte Färbung der „Vermischten Aufsätze"

wird besonders durch C. A. Böttigers Eintritt begünstigt und nach der Seite der Altertumskunde gedrängt. Besonders seit 1794 tritt ein Mangel an wirklich Belangvollem, Eingreifenden zutage, den

e) die Nachbarschaft der „Horen",

die auf der Bahn der „Urtheilskraft" einer einheitlichen Gesetzmäßigkeit ästhetischer Anschauungen den Weg bereiten, verstärkt. An Goethes Beurteilung des dem ersten Horenstück parallelen Merkurstückes (W. A. 40, 481) wird der Abstand gemessen, der, auch für Wieland sichtbar, ihm sein Journal verleidet, sodaß ihm Böttiger als willkommener Helfer erscheint.

f) Böttigers Hilfsredaktion

während Wielands Reise nach der Schweiz (Sommer 1796) führt schließlich zu einem dauernden Verhältnis.

X. Von den „Xenien" bis zur Jahrhundertwende. 1796—1799.

1. Böttiger in der Redaktion. Die Arbeitsteilung. Dissonanzen. Verlegersorgen.

Unter Zugrundelegung der zahlreichen Briefe im Nachlaß Böttigers auf der Königl. Bibliothek in Dresden wird das in den ersten Jahren

infolge der heiklen Verantwortungsfrage oft schwankende Verhältnis der beiden Redakteure geschildert, aus dem hervorgeht, daß Wieland die Hauptarbeit Böttiger überließ, ohne den Hauptgewinn aus der allerdings „ziemlich arm gewordenen Ducatengrube“ aufzugeben. Nach erfolglosen Verhandlungen mit Goeschen geht das Journal von 1800 an in den Besitz der Firma der Gebrüder Gädike in Weimar über. Der Gedanke an eine neue Form im neuen Jahrhundert wird jedoch rasch fallen gelassen.

2) Im Xenienkampfe. Die Angriffe der Romantiker im „Athenäum“ und Wielands Rückzug aus dem literarischen Leben.

Wielands Kritik des Xenienalmanachs, der ihn selber nachsichtig behandelt hatte, zeigt durch seine Verteidigung der literarischen Mittelmäßigkeit, mit welchem Recht Goethe und Schiller ihn als einen „alten laudator temporis acti“ aus dem Literaturtreiben ausschalten. Geringfügigen Reibungen mit den „Horen“ folgen die scharfen „Annihilationsversuche“ der Romantiker im „Athenäum“ u. a., ohne daß Wieland im Merkur davon Notiz nimmt. Auch seine eignen Arbeiten hält er dem Merkur fern, seit er mit dem „Agathodämon“ (1796) stillschweigend das Versprechen des Erstdrucks in seiner Zeitschrift gebrochen hat. Ebenso bleibt später sein Versprechen der Mitarbeit am „Phöbus“ und am „Prometheus“ unerfüllt.

3) Die innere Geschichte der Jahre 1796—1799. Wielands „Gespräche unter 4 Augen“.

Das geringe Interesse Wielands an seinem Journal rechtfertigt eine zusammenfassendere Betrachtung der großen Masse von Aufsätzen. Wielands „Gespräche“ werden ausführlicher behandelt. Die oft überschätzte Originalität von Wielands Prophezeiung der Napoleonischen Diktatur wird an der Hand eines Zeugnisses des damals in Weimar wohnenden Mounier aus dem Jahre 1801 eingeschränkt, viel mehr in der hartnäckigen Wiederholung seiner Idee im Gegensatz zu Gentz, Johs. Müller, Mallet du Pan u. a. deren Bedeutung gesucht und ihren Folgen nachgegangen.

XI. Finanzieller und literarischer Niedergang.

1) Die letzten Experimente der beiden Bertuch und Böttigers.

Wiederum auf den Briefmengen im Nachlasse Böttigers in Dresden und dem Bertuchs in Weimar baut sich die im ganzen nur noch finanziellen Fragen zugewandte äußere Geschichte auf. Böttigers Übersiedelung nach Dresden, dann die Kriegsjahre bringen das Journal von Stück zu Stück herunter, bis der immer geringere Absatz mit dem Ende des Jahres 1810 ein von niemand wahrgenommenes Ableben zur Folge hat.

2) Das Jahrzehnt ohne literarische Bedeutung.

Die spärlichen Zeichen von Wielands Teilnahme am Geistesleben im Merkur zeigen, wie stark er im 18. Jahrhundert nicht nur wurzelt,

sondern auch gipfelt. Im übrigen ist eine träge Gleichmäßigkeit und eine Zunahme bloß referierender und gelehrter Abhandlungen vorherrschend. Jeder Kontakt mit dem poetischen Fortschritt fehlt und nur selten hebt sich ein klangvoller Name heraus. Nach dem Eingehen braucht keine Lücke geschlossen zu werden.

Schluß.

Der Merkur muß nach Goethes Beispiel (Logenrede) als Ganzes beurteilt und seine Bewertung von seiner Wirkung abgeleitet werden.

Lebenslauf.

Ich, Hans Wahl, bin als Sohn des verstorbenen evangelischen Pfarrers Ferdinand Wahl und seiner Ehefrau Margarete, geb. Fitzler, am 28. Juli 1885 in Burkersdorf (Sachsen-Weimar) geboren. Ich besuchte das Gymnasium zu Weimar, das ich 1905 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Nach drei Semestern in Jena und München begann ich in Berlin Germanistik, Geschichte und Philosophie zu studieren. Fachvorlesungen hörte ich besonders bei den Herren Professoren Erdmann, Hintze, Lenz, Paulsen, Riehl, Roethe, Schäfer, Erich Schmidt, Simmel, Stumpf und Wölfflin. Die Anregung zu der vorliegenden Arbeit ging von meinem hochverehrten Lehrer Erich Schmidt aus, der sie durch beratende Anteilnahme förderte. Ihm kann ich hier nicht mehr danken. Herrn Professor Roethe aber, der die Güte hatte, sich nach Erich Schmidts Tode der Arbeit hilfreich anzunehmen, möchte ich auch hier meinen Dank aussprechen. — Das Doktorexamen bestand ich am 18. Dezember 1912. Seit dem 1. April 1913 bin ich wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.